Staatl. Bibliothek
Regensburg

Paedag. 520

Moralische

Lehrsäze

durch

Beispiele aus der heiligen Schrift

erläutert

zum Gebrauch

in deutschen Schulen

von

J. L. Snell.

Nürnberg,
bei J. C. Monath und J. F. Kußler.
1800.

Vorerinnerungen.

Ich mus hier bemerken, daß ich in diesem Buche nichts ausführliches und nichts zusammenhängendes liefern will, weder in der biblischen Geschichte, noch in den darin enthaltenen moralischen Lehrsäzen. Erstlich soll es nichts zusammenhängendes seyn: systematische Schulbücher, sowohl zu dem moralischen Unterricht, als zur Unterweisung in der biblischen Geschichte sind schon in ziemlicher Menge vorräthig; und überdas sind auch die allzu systematischen Schulbücher eben nicht die besten. Für das andere sollen die, darin vorkommenden moralischen und historischen Materien auch nicht erschöpft und in möglichster Vollständigkeit und Ausführlichkeit vorgetragen werden; sonst müßte freilich jeder Abschnitt viel weitläuftiger geworden seyn. Ein geschikter Schullehrer wird ja zusezen, ausfüllen und erweitern können; diesem soll hier auch noch etwas zu thun übrig bleiben. Einzelne Bemerkungen oder Fragmente sollen es

seyn, wenn gleich nicht neu in ihrer Materie, doch vielleicht ihrer Form nach interessant und anziehend dargestellt. Es mus ja auch nicht immer etwas Neues gesagt werden, und am wenigsten ist die Neuheit ein nothwendiges Erfordernis in Schulbüchern. — Die hier vorgetragene Moral ist, meines Erachtens, rein, und in den beigefügten Geschichten sind vorsäzlich wundervolle Begebenheiten möglichst vermieden worden; nicht deswegen, weil ich es für rathsam hielte, alles Wundervolle aus der biblischen Geschichte zu verbannen; sondern weil ich glaube, daß Wundergeschichten wenig oder gar nicht auf die Moralität würken, und nur ein Staunen und Verwundern hervorbringen. Ich konnte solche also hier füglich vermeiden, wo die Auswahl der Geschichten willkührlich war; aber in zusammenhängenden biblischen Geschichten möchte die Verbannung der Wunder und eine natürliche Erklärung aller und jeder übernatürlichen Begebenheiten doch schwerlich ohne grosen Zwang abgehen.

Häß-

Inhalt.

	Seite
Häßlichkeit des Neids und des Zorns .	1
Die Pflicht, Gottes Güte aus der Natur zu erkennen	5
Verstellung und Heuchelei . . .	7
Religionshaß	10
Fürbitte zu Gott für andere . .	13
Muth und Gegenwart des Geistes in Gefahren	16
Werth der frühen Besserung . .	19
Freundschaft	24
Erlaubte List	29
Grosmuth	31
Selbstmord	36
Liebe gegen die Feinde . . .	42
Religiosität	46
Wer unglüklich ist, wird verachtet und verfolgt	50
Pflicht, besonders um geistliche Gaben zu beten	52
Vertrauen auf Gott	54
Gelassenheit bei schreklichen Naturbegebenheiten	57
Ungerechtigkeit	59

Abgöt-

Seite
Abgötterei 63
Tyrannei 66
Meistens hat es der Rechtschaffene besser, als der Sünder 70
Pflicht, den Nächsten zu bessern . . 74
Tapferkeit in Vertheidigung des Vaterlandes 77
Pflicht der Standhaftigkeit und Gedult bei der Ausführung eines schweren Unternehmens 81
Busse 87
Hochmuth 89
Schadenfreude und Rachgierde . . 95
Der Fromme kann viele Widerwärtigkeiten mit Gedult ertragen . . . 99
Beständige Klagen machen jedes Leiden nur schlimmer . . . 102
Den Unglüklichen sollen wir nicht immer für einen grösseren Sünder halten, als andere Leute 105
Pflicht, seine Fehler zu erkennen . . 109
Schändlichkeit und Gefahr der Völlerei . 112
Der Tugendhafte muß oft in dieser Welt leiden 116
Pflicht, in Krankheiten die gehörigen Mittel zu gebrauchen . . . 120
Uneigennüzige Dienstfertigkeit . . 125
Der Rechtschaffene kann und soll auch im Alter vergnügt seyn . . . 129
Pflicht, die Kinder zur Tugend und Frömmigkeit anzuhalten . . . 131
Man muß auch Unrecht leiden können . 133

Heftige

Seite
Heftige Leidenschaften sind schädlich und sündlich 138
Meineid 141
Ueber keine fremde Religion sollen wir spotten 147
Mitleiden 150
Niederträchtigkeit und Treulosigkeit . 156
Pflichterfüllung mit Verlust des Lebens . 160
Genügsamkeit 165
Demuth 172
Arbeitsamkeit 177
Pflicht, das ewige Heil der zeitlichen Wohlfahrt vorzuziehen . . . 184
Pflicht der Lernbegierde . . . 189
Dankbarkeit 193
Muthlosigkeit 197
Nachsicht und Geduld mit Gefallenen und Schwachen 202
Was man nicht versteht, das darf man nicht sogleich belachen und für ungereimt erklären 206
Verdrehung und Verleumdung . . 210
Vorurtheile 215
Behutsamkeit in Reden . . . 218
Pflicht, sich auch ungerechten Verordnungen der Obrigkeit zu unterwerfen. . . 221
Vortreflichkeit der Unschuld . . 225
Halte dich nicht selbst für vollkommen . 228
Wankelmuth 232
Schändlichkeit der Verleugnung und Verlassung eines Freundes in der Noth . . 235
Verstokung 237

Pflich-

Seite
Pflichten gegen die Verstorbenen . . 240
Pflicht, die Unglüklichen zu trösten und ihnen zu helfen 242
Wiedererstattung . . . 246
Unschuldige Vergnügungen sind erlaubt, ja oft Pflicht 250
Anhänglichkeit an das Alte . . 253
Geiz 258
Gastfreiheit 264

Häßlichkeit des Neids und des Zorns.

Neid und Zorn sind zwei Laster, welche sehr nahe mit einander verwandt sind, und deren lezteres oft aus dem ersteren entspringt; der Neidische bricht endlich in heftige Reden und beleidigende Handlungen aus, wenn er die Tücke und Bosheit seines Herzens nicht mehr verbergen kann oder will, (denn von dem freyen Willen hängt doch eigentlich jede gute oder böse That ab). Aber beide Laster sind doch sehr verschieden, sowohl ihrer Natur nach, als in ihren Aeusserungen. Der Neid ist ein Misgönnen irgend eines Guts, welches Misgönnen meistens mit dem Wunsch verbunden ist, dieses Gut selbst zu besizen; hingegen der Zorn ist eine heftige Gemüthsbewegung, die bei einer wirklichen oder blos vermeintlichen Beleidigung entstehet, und sich am öftesten bei hochmüthigen Leuten findet. Der Neid hält lange an, der Zorn geht bald vorüber. Der Neidische verbirgt gern seines Herzens Gedanken und Anschläge; er sieht sich seine Gelegenheit aus, auf eine arglistige Art und mit kaltem Blute schaden zu können; der

Zornige poltert heraus und verräth sich selbst, er spricht unvernünftig und unzusammenhängend, und vergeht sich oft gröblich durch Beleidigungen, die er nicht wieder gut machen kann und hernach zu spät bereuet. Der Neid ist mehr Fehler des Herzens und des Willens; der Zorn mehr Fehler des Temperaments oder der angebohrenen Gemüthsart.

Das Laster des Neides ist selten allein, sondern mehrentheils mit andern Lastern verbunden; darum muß es durch eine gänzliche Umschaffung und Verbesserung des Willens, aber insbesondere dadurch ausgerottet werden, daß man die Güter und die Glückseligkeit des Nebenmenschen nicht zu hoch schäze, sondern auch auf die damit verbundenen Unannehmlichkeiten und Beschwerlichkeiten sehe, von welchen wir selbst vielleicht frei sind; und daß man für das andere die Güter und das Maas von irdischer Glückseligkeit, in deren Besiz wir sind, nicht zu gering anschlage, und sich an die Genügsamkeit gewöhne.

Der Jähzornige wird mit zunehmendem Alter immer mehr von seinem Fehler befreit werden; aber er kann auch viel zur Mässigung und Verminderung desselben beitragen durch ernstliche Bändigung seiner heftigen Gemüthsart, und durch Angewöhnung zur beständigen Acht-

sam-

samkeit auf sich selbst. Er lege den Hochmuth ab, womit er gewöhnlich behaftet ist, so wird es sich auch mit dem Jähzorn geben; er lerne Gedult haben mit den Fehlern des Nächsten, er bedenke, wie häßlich und verächtlich die Geberde eines Zornigen ist und strenge besonders bei dem ersten Ausbruch des Zorns alle seine Kräfte zu dessen Unterdrückung an, wenn er beleidigt zu seyn glaubt; denn alsdann kann er noch Herr seiner selbst werden; aber hernach, wenn er schon von dem Strome der Leidenschaft fortgerissen worden ist, wird er folgen müssen, ohne merklichen Widerstand thun zu können.

Neid und Zorn zehren an dem menschlichen Körper, wie ein Fieber. Blässe des Angesichts, Magerkeit, Mattigkeit sind ihre gewöhnlichen Begleiter. Man wird auch niemals einen frölichen und vergnügten Neider sehen, sondern sein Leben wird ihm zur Last; und wie übel befindet sich der Zornige, sowohl während seiner kurzen Wuth, als auch hernach!

Ein abschrekendes Beispiel von diesen beiden Lastern liefert uns die Geschichte des Brudermörders Kain. Schon so frühe neigte sich die menschliche Natur auf den Weg der Sünde, der zum Verderben führt, daß das menschliche Geschlecht in seinem Entstehen sich schon aufzureiben suchte, und Kain seinen Bruder Abel, wel-

che die Söhne des Stammvaters des menschlichen Geschlechts des Adam waren, tödtete. Bis auf den Adam gehet die Geschichte zurük; ob vor ihm schon Menschen vorhanden gewesen seyn, oder nicht, das läßt sich nicht mit Gewisheit bestimmen.

Abel beschäftigte sich mit der Viehzucht, und Kain mit dem Ackerbau. — Der Glaube an das Daseyn eines höchsten, heiligen Wesens oder Gottes ist dem Menschen gewissermassen angebohren, oder vielmehr entstehet er, sobald der Mensch seine Vernunft nur einigermassen gebraucht. So glaubten auch diese beiden Brüder schon an dessen Daseyn, und hielten es für ihre Schuldigkeit, sich demselben wohlgefällig zu machen; aber der Weg, zu dem Wohlgefallen Gottes durch Tugend zu gelangen, war ihnen noch nicht hinlänglich bekannt; darum suchten sie es, nach ihren rohen Begriffen, durch Hingebung oder Aufopferung ihrer besten Sachen, Kain durch Verbrennung eines Theils seiner Früchte, Abel durch Verbrennung eines fetten Stüks seiner Heerde, zu erlangen; und vermeinten nun aus allerlei Nebenumständen, die sich dabei zutrugen, abnehmen zu können, ob Gott ein Wohlgefallen daran habe, oder nicht. Kain glaubte wahrgenommen zu haben, daß seines Bruders Opfer Gott besser gefallen habe, als

das

das Seinige. Da erwachte nun in ihm das Laster des Neides. Wie ein Kind sein Geschwister beneidet, wenn dieses von seinem Vater vorgezogen wird; so entstand in der Kindheit des menschlichen Geschlechts Neid, als Kain seines Bruders Opfer für Gott wohlgefälliger hielt, als sein eigenes. — Sein Gewissen wachte zwar auf einige Zeit auf und sagte ihm: daß sein Opfer Gott nicht gefallen habe, daran müsse sein sündliches Leben Schuld seyn. — Als er aber mit seinem Bruder wieder auf dem Felde zusammen kam, so konnte er sich nicht länger von Gewaltthätigkeiten enthalten, sein bisheriger Neid gieng plözlich in den heftigsten Zorn über, er griff Abel an und — erschlug ihn. — Die kurze Wuth des Zorns legte sich bald, und sein Gewissen wachte schreklich auf. Meine Sünde, dachte er, ist grösser, als daß sie mir von Gott könnte vergeben werden; unstät und flüchtig irrte er umher, von innerer Angst getrieben, und lies sich endlich in einem andern Lande wohnhaft nieder.

Die Pflicht, Gottes Güte aus der Natur zu erkennen.

Wenn uns Jemand viele Wohlthaten erweiset, sollte es dann nicht unsere Schuldigkeit seyn, seine Güte mit dankbarem Herzen zu erkennen

und

und uns oft daran zu erinnern? — Sollt es nicht unsere Pflicht seyn, den Spuren der Güte Gottes in der Natur nachzuforschen, und mit gerührtem Herzen die wohlthätigen Veränderungen der Natur und die prachtvollen Erscheinungen in derselben zu betrachten? — Eine solche prächtige Erscheinung in der Natur ist der Regenbogen. Er gewähret uns aber nicht nur einen herrlichen Anblik, sondern er erinnert uns auch an den wohlthätigen Einfluß, welchen die Abwechselung von Regen und Sonnenschein auf die Fruchtbarkeit des Erdbodens hat. Hier, bei dem Regenbogen ist beides mit einander verbunden; nachdem die Erde durch das vorbeigezogene Gewölk befeuchtet worden ist, so erwärmen sie die milden Sonnenstrahlen, daß sie mit verdoppelter Fruchtbarkeit alle Gewächse hervorbringt.

Man kann also wohl sagen, daß Gott durch den Regenbogen einen Bund mit den Menschen macht, und sie dadurch seiner Gnade versichert; denn er ist ein sicheres Zeichen von der Fruchtbarkeit der Witterung. — Als ein solches sah ihn auch Noah an, als er nach der grosen Ueberschwemmung, wodurch alle Menschen in seinem Lande, ausser ihm selbst und seinen Angehörigen umgekommen waren, mit seinen anmuthigen Farben am Himmel erschien. Einen Bund macht

Gott durch ihn mit mir und allen meinen Nachkommen, dachte er; ein Versprechen legt er ab durch diesen Bogen, daß die Erde nie ihre Fruchtbarkeit verlieren, und daß Regen und Sonnenschein immer abwechseln soll auf Erden. Niemals wird Gott gegen seine Geschöpfe zürnen, sondern allezeit väterlich für ihren Unterhalt sorgen.

Verstellung und Heuchelei.

Verstellung und Verschweigung der Wahrheit kann in manchen Fällen ganz erlaubt und rathsam seyn, wenn dadurch dem Nächsten kein Nachtheil geschieht. Es fragt dich z. B. Jemand um eine Sache aus bloser Neugierde, die du ihm aus gewissen Ursachen nicht gern offenbarest, und wornach er auch nicht befugt ist, sich zu erkundigen; so thust du wohl, wenn du ihm die Wahrheit verschweigest oder ihm eine unbestimmte Antwort giebst, wenn du ihm nicht geradezu seine Neugierde verweisen und ihn dadurch abführen willst. Oder es hat dich Jemand mit Worten beleidigt, und du nimmst nun eine freundliche Miene gegen ihn an und stellest dich, als ob es dich nicht verdrossen hätte, wenn du auch gleich innerlich seine Beleidigung fühlest; so ist dieses eine löbliche Verstellung, wodurch manchem Wortwechsel und Streit vorgebeugt werden kann. — Sobald aber die Verstellung

zum Schaden des Nächsten ausschlägt, sobald sie in Heuchelei und Arglist ausartet, so ist sie verwerflich. Die Achtung, welche man doch Jedermann, dem Rechtschaffenen mehr, dem Lasterhaften weniger, schuldig ist; und die Liebe, welche man besonders seinen Freunden erweisen soll, erfordert es, offenherzig und ohne Heuchelei mit ihnen umzugehen. Wenn Heuchelei erlaubt wäre, so könnte und würde ja Niemand dem andern trauen; welch eine elende Welt wäre das, voll ehrloser Heuchler! — Der Heuchler ist sich nicht selbst gleich, er ist falsch, furchtsam, freundlich und tückisch. — Immer sollen wir also bedenken, wie unangenehm es uns selbst ist, wenn wir mit solchen zweideutigen Heuchlern umgehen und von ihnen hintergangen werden; weder durch Reden, noch durch Handlungen oder Geberden sollen wir andere etwas Irriges gegen unsere eigene Ueberzeugung zu ihrem Schaden glauben machen.

Isaak hatte zwei Söhne, der eine hies Esau, und gab sich mit der Jagd ab; der andere, ein Hirte, hies Jakob. Und dieser leztere machte sich einmal dieser Sünde der Verstellung auf eine sehr häßliche Art schuldig.

Als Isaak alt und schwach war, und sein Gesicht verlohren hatte, so gedachte er seinen ältesten Sohn Esau zu segnen und ihm einen grosen

Theil

Theil seiner Güter zu schenken. Darum hies er ihn, ein Wildpret fällen, und es ihm zubereiten, und wann er das gegessen hätte, so wollte er ihm seinen Segen ertheilen. Rebecca, das Weib Isaaks, liebte den Jakob vorzüglich, und gedachte diesem den Segen zuzuwenden. Nachdem nun Esau auf die Jagd gegangen war, um nach seines Vaters Willen ein Wildpret zu fällen; so gebot Rebecca dem Jakob, einige Böklein zu schlachten, sie zu kochen und dem blinden Vater Isaak zu bringen, der ihm dann, weil er ihn für den Esau halten würde, den väterlichen Segen nebst vielen Geschenken ertheilen würde. Jakob war auch sogleich bereitwillig zu dieser schändlichen Verstellung: er that, wie ihm seine Mutter gesagt hatte. Er gab sich für Esau aus, und Isaak lies sich auch von ihm hintergehen, aß zuerst das zubereitete Fleisch und hernach segnete er ihn.

Einige Zeit hernach kam auch Esau mit seinem Wildpret zu dem Vater; und nachdem sie sich beide einander verständlicht hatten, und Esau den Betrug seines Bruders vernommen hatte; so betrübte er sich sehr darüber und weinte. Isaak konnte ihm nun nicht viel mehr geben; denn sein anderer Sohn hatte schon das meiste weg, ob er gleich der jüngere war. Nach der damaligen Sitte bekam der älteste Sohn das

meiste Vermögen des Vaters, und die Herrschaft über seine jüngeren Geschwister; hier aber war es nun umgekehrt; durch Betrug hatte sich Jakob in die Rechte seines älteren Bruders eingeschlichen, durch schändliche Verstellung hatte er seinen alten, blinden Vater hintergangen.

Religionshaß.

Von den vielen Ursachen, aus welchen Uneinigkeit und Haß in der Welt entstehet, ist eine der vornehmsten die Religion. Leider pflegt der Mensch so gern denjenigen anzufeinden, der nicht mit ihm übereinstimmt in seinen Vorstellungen von Gott und göttlichen Dingen. So unbillig es nun ist, zu verlangen, daß andere mit uns selbst völlig einerlei Glauben und Meinungen haben, und eben so von Sachen der Religion denken sollen, wie wir; so ist doch gleichwohl dieser, an sich schändliche Religionshaß ein Zeichen, daß dem Hassenden die Religion sehr wichtig ist, und daß er nicht leichtsinnig davon denkt, sondern viel Interesse daran findet. Was könnte auch dem Menschen interessanter und wichtiger seyn, als Gott, Vorsehung und Ewigkeit? — Wenn die Menschen leichtsinnig genug wären, sich den Gedanken an diese Gegenstände völlig aus dem Sinne zu schlagen, so würde freilich auch dieser Haß gegen die anders denken-

den

den wegfallen; aber so weit gehet doch selten der menschliche Leichtsinn.

Nur sollten sie immer die Unmöglichkeit einer völligen Uebereinstimmung der Religionsmeinungen erwägen. Aus der Verschiedenheit der Erziehung und der von Jugend auf eingeprägten Grundsäze der Religion; aus der Verschiedenheit der Verstandesausbildung, der Geistesfähigkeit, der körperlichen Beschaffenheit, der Landesbeschaffenheit mus nothwendig Verschiedenheit der Vorstellungen überhanpt, und insbesondere der Religionsmeinungen entspringen. Nichts läßt sich weniger erzwingen und gebieten, als der Glaube an irgend eine Sache; dieser mus allein durch Gründe bewürkt werden. Gründe können aber einem Menschen einleuchten, dem andern nicht; sie können für den einen eine überzeugende Kraft haben, und für den andern nicht, der vielleicht weiter denkt und tiefer zu forschen fähig ist, also die Unhaltbarkeit derselben vielleicht einsieht. Wie ungerecht ist es also, Jemand wegen seiner Religionsmeinungen zu hassen oder zu verfolgen, da doch offenbar Jeder das Recht hat, auf seine Gefahr zu glauben, was er will, oder vielmehr was er kann.

Der Religionshaß ist auch gewöhnlich ausserordentlich heftig, die größten Grausamkeiten entspringen daraus, die gewaltsamsten Verfolgungen

gen sind seine gewöhnliche Folge. Wie misfällig mus er dem Vater aller Menschen seyn! Wer an ihn glaubt und seine Pflichten thut, der ist ihm angenehm, den sollte keiner seiner Mitknechte richten, hassen und verfolgen.

Immer bedenke also, daß du selbst nicht mit Gewisheit zu entscheiden fähig bist, welche Vorstellungen von Gott und göttlichen Dingen die richtigsten seyen, daß du dich selbst gar leicht irren kannst, daß es dir nicht zukomme, über den Glauben deines Mitknechts zu richten, noch weniger ihn zu hassen oder zu verfolgen; sondern daß ein höherer Richter über euch beiden ist.

Ein fürchterliches Beispiel von Religionshaß findet sich in der Geschichte der Israeliten, als sie in Egypten unter der Botmässigkeit egyptischer Könige lebten. Die Söhne Jakobs waren in Egypten gezogen, und ihre Nachkommen vermehrten sich daselbst sehr stark. Weil nun ihre Religion von der egyptischen sehr verschieden war, so wurden sie von den Königen dieses Landes auf das unbarmherzigste gedrükt und verfolgt. Die Egyptier verehrten mancherlei Thiere göttlich, unter andern auch einen Ochsen von einer gewissen Farbe; diesen Greuel machten die Israeliten nicht mit, sondern beteten den einzigen, wahren Gott an. Darum wurden sie zu den schwersten und drükendsten

Arbei-

Arbeiten gezwungen, und endlich befahl der König sogar, daß alle neugebohrene Söhne der Israeliten sogleich nach der Geburt sollten ins Wasser geworfen werden. — Wie heftig mus sein Religionshaß gegen diejenigen gewesen seyn, welche seinen Stier und andere göttlich verehrten Thiere nicht anbeten wollten! Wie ungebildet und unaufgeklärt müssen seine Geisteskräfte, wie schwach seine und seines Volkes Einsichten in die Religion gewesen seyn, da er sich mit seinem Volke zu einem solchen entehrenden Gözendienst erniedrigen konnte!

Fürbitte zu Gott für andere.

Wenn wir eine gute That verrichten, so kommt sehr viel darauf an, ob wir sie unseres eigenen Vortheils willen thun oder nicht. Im ersteren Falle verliert sie gar viel an ihrer inneren Güte, und ist alsdann nicht eine eigentliche tugendhafte Handlung zu nennen. Geschieht sie aber deswegen, weil wir sie für unsere Schuldigkeit halten zu verrichten, weil sie Gott geboten hat, ohne daß wir dabei auf den Nuzen sehen, der für uns daraus entspringen könnte; so ist sie eine Tugend im eigentlichen Verstande. — Eine solche uneigennüzige Tugend ist es auch, wenn wir für unsern Nebenmenschen zu Gott beten, daß ihn Gott von der Sünde zur Tugend leiten, oder

ihm die Leiden und Lasten abnehmen möge, unter denen er seufzet, oder ihm irgend eine Art von Wohlthat erweisen möge. Beten wir für uns selbst zu Gott, so liegt dabei allemal ein gewisser verstekter, obgleich ganz erlaubter Eigennuz zum Grund; aber so verhält es sich nicht, wenn wir für andere beten. Eine solche Fürbitte ist eine sehr edle That, und kommt aus einem reinen Herzen. Das Gebet kann zuweilen die Bedingung seyn, unter welcher Gott unsere Wünsche erfüllet; er regiert die Welt zwar immer auch ohne unser Gebet auf das weiseste; wenn wir uns aber voll Vertrauen im Gebet an ihn wenden und für uns oder andere bitten; so muß dieses Gebet doch Gott wohlgefallen, so daß er nun einem solchen Betenden hilft und seinen Wunsch erfüllt, wenn es seine Weisheit zuläßt. Wird unser Gebet aber nicht erhört, so dürfen wir darum doch nicht an der Güte Gottes zweifeln; auch in diesem Falle hat es seinen guten Nuzen: es tröstet unsere Herzen, und erhält uns in beständigem Andenken an Gott, den Ursprung aller Dinge und den Geber aller guten Gaben. Beten wir nun für andere, so gefällt dieses gewiß Gott sehr wohl. Eine solche Fürbitte ist doch allemal ein sicheres Zeichen von einem menschenfreundlichen Herzen. Wenn wir dem Nächsten selbst helfen können, so sollen wir

dieses

dieses unmittelbar selbst thun, ohne erst Gott anzurufen, daß er ihm helfen möge; wo aber menschliche Hülfe ein Ende hat, und nicht mehr anwendbar ist, da kann doch Gott noch helfen, da sollen wir Gott um seinen Beistand für den Nächsten anflehen. Selbstsüchtige Menschen werden immer nur für sich oder ihre Freunde und Anverwandten beten, immer denken: wenn ich nur Gott zum Freunde habe, wenn er mir nur Gutes thut, so mögen andere für sich sorgen und sehen, wie sie durch die Welt kommen. Aber könnte wohl das Gebet eines solchen Selbstsüchtigen Gott gefallen? Vor allen Dingen muß sich die Eigenliebe in allgemeine Menschenliebe verwandeln, oder sich wenigstens damit verbinden, wenn wir Erhörung des Gebets hoffen wollen. Den allgemeinen Menschenvater sollen wir auch um allgemeines Menschenwohl, und nicht blos um die Beförderung unserer eigenen Glükseligkeit anrufen.

So betete einst Moses, der grosse Lehrer und Heerführer des jüdischen Volks, zu Gott um Vergebung der Sünden des Volks. — Der harten Dienstbarkeit in Egypten überdrüssig, zog endlich das ganze jüdische Volk, unter Anführung des Moses, aus in ein anderes Land. Unterwegens hatte ihr Heerführer Moses sehr viel mit ihnen zu schaffen, um sie nur einiger-

massen

massen zu bilden und in Ordnung zu bringen. Einmal hatten sie sich, in Abwesenheit des Moses so weit vergessen, daß sie sich ein güldenes Kalb verfertigen liessen, um selbiges herumsprangen und es anbeteten. Moses sah diesen Greuel bei seiner Rückkehr, und betrübte sich herzlich über diese Rohheit seines Volkes. Eilend machte er diesem abscheulichen Götzendienst ein Ende und hernach — o welch eine schöne und rührende That! betete er zu Gott um Vergebung dieser Sünde seines Volkes. Siehe doch, sprach er unter andern, daß dies Volk dein Volk ist; erbarme dich seiner, wollte er damit sagen, und vergieb ihm seine schwere Sünde.

Muth und Gegenwart des Geistes in Gefahren.

Der Muth ist vielen Leuten angebohren; aber er kann auch willkührlich erworben werden von solchen, die keine natürliche Herzhaftigkeit haben, und alsdann ist erst dieser Muth eine Tugend, wenn er auch nur zur Ausführung edler und löblicher Thaten angewandt wird, und nicht in Grausamkeit ausartet. — Gegenwart des Geistes mus aber nothwendig mit dem Muth verbunden seyn: der Furchtsame wird bei vorkommenden Gefahren sogleich bestürzt, er verliert seine Besinnungskraft und weis nicht einmal

mal

mal, was er thut, viel weniger was ferner zu thun sey, um der Gefahr zu entgehen. In diesem erbärmlichen Zustand der feigsten Besinnungslosigkeit verwikelt er sich immer tiefer in die Gefahr, und kann ihr nicht entweichen. — Ganz anders verhält sich der Muthige. Bei vorkommenden Gefahren bleibt er ruhig und gelassen, und strengt zuerst seine Geisteskraft an, um ein Mittel ausfindig zu machen, das ihn erretten kann; und wenn nun Körperkraft zur Ausführung seines entworfenen Plans erforderlich ist, so strengt er auch diese an, und geht lieber der Gefahr entgegen, so lang noch einige Hofnung vorhanden ist, sie zu überwinden, als daß er feigherzig entfliehen sollte; da er ihr dann in manchen Fällen viel gewisser unterliegen mus und sich zuweilen unmöglich durch die Flucht retten kann. Tollkühn wird er freilich niemals handeln, niemals sich in unüberwindliche Gefahren stürzen und unübersteigliche Schwierigkeiten aus dem Wege räumen wollen, ohne vorher die Beschaffenheit der Sache gehörig überlegt zu haben: selbst der Herzhafte wird lieber der Gefahr entfliehen, so lang er kann, als sich in dieselbige stürzen, wenn der glükliche Ausgang der Sache ungewis ist. Der tapferste General wird lieber durch einen geschickten Rükzug den Feind an einen ihm selbst bequemeren Ort loken, als ihn in seinen Ver-

schanzungen auf Anhöhen angreifen; der muthigste Wanderer wird, wenn er unbewaffnet ist, lieber einem reissenden Thiere, das er in der Ferne erblikt, ausweichen, als sich tollkühn in einen ungewissen und unsicheren Kampf mit ihm einlassen; kann er aber nicht mehr entfliehen, so trit die Pflicht des Muthes ein: Geistes- und Körperkraft mus alsdann angestrengt werden.

Ein Held aus den alten Zeiten, der in dem jüdischen Lande lebte, mit Namen Simson, hat mehrere Proben von einem solchen unerschütterlichen Muthe abgelegt; aber seine bewunderns-würdigste Heldenthat bestand darin, daß er, als er einmal allein reiste, einen ergrimmten jungen Löwen, der ihn wüthend angriff, in der Mitte von einander riß, blos mit seinen starken Händen, ohne ein Gewehr bei sich zu haben. Als das wüthende Thier brüllend auf ihn lossprang, und er nicht mehr entfliehen konnte; so gerieth er nicht in Bestürzung und Angst, wie so mancher anderer, der an seiner Stelle in Verzweiflung und Bewußtlosigkeit würde versunken seyn, und alsdann ohne Rettung wäre verlohren gewesen; nein — sich seiner Kraft bewußt, gerieth er in einen ganz erlaubten Zorn, da er es mit einer ergrimmten Bestie zu thun hatte, mit Manneskraft gieng er seinem Feind entgegen, ergriff das Thier und — riß es mit äusserster

Anstrengung von einander. Wie angenehm mus ihm nun das Bewußtseyn gewesen seyn, nicht nur eine für ihn selbst sehr nüzliche, sondern auch tugendhafte That ausgeübt zu haben! — Wenn es Pflicht ist, sein Leben zu erhalten, (und wer wird daran zweifeln?) so war diese Heldenthat Simsons gewis eine tugendhafte Handlung.

Werth der frühen Besserung.

Viele vorsäzliche Sünder nehmen sich vor, noch einige Zeit den Lastern zu dienen, und erst gegen das Ende ihres Lebens, im Alter zur Tugend zurükzukehren. Es wird nicht leicht ein Bösewicht zu finden seyn, der sich in allem Ernste vornähme, sich niemals, auch nicht im Alter und in seiner lezten Krankheit zu bessern, der sich vornähme, als ein roher Missethäter zu sterben; Jeder will sich noch einmal bekehren, aber wann soll das geschehen? in Zukunft und immer erst in Zukunft, aber niemals will man sogleich damit anfangen. — Die Natur der Heiligung oder Besserung erfordert es, daß man sein ganzes Leben dazu anwende. Sie ist nichts anderes, als ein beständiges Fortschreiten von dem Schlimmeren zu dem Bessern; nie kann vollkommene Heiligkeit erreicht werden, aber desto nothwendiger ist es, sich ihr durch einen ununterbroche-

nen Fortgang wenigstens zu nähern, sich wenigstens nicht von ihr durch vorsäzliche Lasterhaftigkeit zu entfernen, sondern in seinem ganzen Leben, in der Jugend, wie im Alter, Gott vor Augen und im Herzen zu haben. Das ist des Menschen Bestimmung, sich durch einen rechtschaffenen Lebenswandel in der Jugend, durch Anstrengung seiner Leibes- und Seelenkräfte in derjenigen Lebensperiode, wenn diese gleichsam noch im Aufblühen begriffen sind, zu vervollkommnen und sich ein ruhiges, vergnügtes und von Gewissensunruhe befreites Alter vorzubereiten. Wer in der Jugend rechtschaffen gelebt hat, der wird ein heiteres, meistens gesundes und ruhiges Alter erreichen; wer sich aber in der Jugend der Völlerei, der Unkeuschheit, der Ungerechtigkeit ergab, wird der im Alter gesund und vergnügt seyn können? wird er sein ungerechtes Gut mit Freuden geniesen können? werden ihm nicht die Thränen und Seufzer derer einfallen, die er des Ihrigen beraubt und unglüklich gemacht hat? — Ein Herz, das in der Jugend voll Bosheit und böser Lüste war, wird das in dem folgenden Lebensalter so leicht, wie sich manche Sünder vorstellen, rein und gottesfürchtig, ein Siz der Tugend und Frömmigkeit werden können? Es geschieht nichts in der Welt durch einen Sprung, sondern be-

sonders

sonders wichtige Veränderungen müssen nach und nach zu Stande kommen, die Hindernisse müssen zuerst aus dem Wege geräumt, dann die gehörigen Mittel zur Erreichung des beabsichtigten Endzwekes angewandt werden. Da nun die Angewöhnung an die Tugend ein so wichtiges und schweres Geschäft ist, so kann derjenige, welcher in seiner Jugend die Hindernisse der Heiligung immer mehr in seinem Herzen gehäuft und vermehrt hat, der den bösen Neigungen immer gefolgt ist, anstatt sie zu schwächen und zu unterdrücken, unmöglich hoffen, daß er hernach alle diese, fast unüberwindlichen Hindernisse der Tugend auf einmal werde wegschaffen, auf einen dürren, felsigten und mit Dornen bewachsenen Boden edle Fruchtbäume pflanzen, ein wüstes, sinnliches Herz zu einem Heiligthum der Tugend umschaffen können. Immer schwerer wird die Besserung, je länger sie aufgeschoben wird; immer schwieriger werden ihre Hindernisse, immer stärker der Hang zur Sinnlichkeit. — Aber dem Wollüstling ist es so süs und angenehm, seinen Lüsten noch ferner zu fröhnen, noch länger die Freuden des sinnlichen Genusses zu schmeken; dem Geizigen lachen die, ungerechter Weise zusammengescharrten Geldhaufen so lieblich entgegen; dem Stolz des Hochmüthigen schmeicheln so sehr die Erniedri-

niedrigungen und Demüthigungen seines Nächsten, die Rache gegen den, der seinen Naken nicht vor seinem Hochmuth beugen will, ist ihm so süs, der Schlummer in der Sünde ist so einladend, daß man sich äusserst ungern entschliesset, sich aus demselbigen zu ermuntern und sich der Besserung zu befleisigen. Man rede dem Lasterhaften so viel von der sanften, stillen Gemüthsruhe des Rechtschaffenen vor, als man will; so wird ihn diese doch nicht reizen, seinen rauschenden Freuden zu entsagen; denn er kennt diese Ruhe der Seele nicht, ein Gut, das wir nicht kennen und nie besessen haben, wie könnte uns dieses reizen, daß wir begierig darnach streben sollten? Nur der, welcher dieses Gut besitzet, giebt es nicht hin für Gold und Reichthum, er vertauschet es nicht gegen des Wollüstlings Freudengenuß, nicht gegen eitele Ehre, Würde und Hohheit. — Frühe lerne man dieses Gut kennen, und sich an die Tugend gewöhnen; so wird der Hang des Herzens zum Bösen immer schwächer, und ein glückliches Alter dadurch vorbereitet werden.

Die Geschichte von den ungerathenen Söhnen des Hohenpriesters Eli und von dem rechtschaffenen Samuel liefert uns Beispiele sowohl von früher Rechtschaffenheit, als von früher Lasterhaftigkeit. — Die Söhne des Eli begiengen

gen allerlei Ungerechtigkeiten und Betrügereien; sie entwendeten das Fleisch, welches die Leute zum Opfer gebracht hatten. — Thiere zu opfern, das war bei dem jüdischen Volke eben sowohl gebräuchlich, als bei den heidnischen Völkern; man glaubte dadurch Gott einen Dienst zu thun, und wenn solche mit einem gebesserten, rechtschaffenen, Gott ergebenen Herzen gebracht wurden; so verdienen sie eben nicht getadelt zu werden. Sinnlich und roh, wie die Juden waren, konnten sie Gott noch nicht blos im Geist und in der Wahrheit anbeten, sondern sie mußten äusserliche Religionsgebräuche haben, wodurch sie an Gott und an ihre Pflichten erinnert wurden. Dazu dienten nun auch die Opfer. — Diese wurden den Priestern gebracht, welche sie dann, Gott zu Ehren, gröstentheils verbrannten. Des Hohenpriesters Eli Söhne machten sich kein Gewissen daraus, solches zum Verbrennen bestimmte Opferfleisch zu stehlen und zu verzehren; durch welche Ungerechtigkeit sie zugleich dem Volke ein groses Aergernis gaben, und die jüdische Religion herabwürdigten und verächtlich machten. — Ganz anders verhielt sich ein gewisser Jüngling Samuel, welcher ebenfalls zum Gottesdienste in dem Tempel zu Jerusalem bestimmt war, und darin seine Geschäfte hatte; er lies sich nicht durch das

böse Beispiel der Söhne Eli's verführen; das böse Exempel, das doch sonst gewöhnlich einen so starken und bösen Einfluß auf das unschuldige Gemüth eines Jünglings hat, würkte nicht auf seine Seele; er blieb fromm und rechtschaffen, verrichtete sein Geschäfte ordentlich und gewissenhaft, wie es ihm zukam, betete öfters mit andächtigem Herzen zu Gott. Deswegen gelangte er auch bald zu Ehren und Ansehen; aber Eli mit seinen Söhnen ward zu Spott und Schanden: bald darauf kamen sie auf eine elendige Art ums Leben.

Freundschaft.

Daß es Pflicht ist, mit Jedermann in Friede und Freundschaft zu leben, das ist sehr bekannt; aber es ist auch Schuldigkeit für uns, uns einige Menschen auszuwählen, welche mit unserer Denkungsart, mit unsern Neigungen, mit unserer Gemüths-Beschaffenheit übereinkommen und uns ähnlich sind, und mit diesen in besonders vertrautem Umgang zu leben, mit diesen unsere Freuden und Mühseligkeiten zu theilen, ihre Lasten tragen zu helfen, und unser beklommenes Herz offenherzig vor ihnen auszuschütten; uns über ihr Glük zu freuen, und sie an unserm Wohlergehen Theil nehmen zu lassen. Solche enge Freundschaftsverbindungen werden viel

Licht verbreiten über den düsteren Lebenspfad, und einen grossen Trost gewähren. — Beständige, wahre Freundschaft kann eigentlich nur zwischen tugendhaften Menschen bestehen. Selbstsüchtige Menschen, die nur auf ihr eigenes Bestes sehen, und um anderer Menschen Wohlergehen unbekümmert sind, können unmöglich wahre Freunde seyn. Jeder Lasterhafter ist selbstsüchtig: er befriedigt nur das Verlangen nach eigener Glükseligkeit, uneingedenk der Pflicht, auf das allgemeine Glük der Welt zu sehen; darum können keine lasterhaften Menschen beständige Freunde seyn. Einige Zeit können sie in ihren Wünschen übereinstimmen, solang sich ihr Eigennuz nicht begegnet; aber bald oder spät werden ihre Wünsche in Widerstreit mit einander gerathen, sie werden beide nach einem Gut streben, der eine wird dem andern in der Befriedigung der Neigungen hinderlich seyn, und die Freundschaft hat ein Ende, ja sie verwandelt sich zuweilen in den schreklichsten Haß. Er stürmt und tobt zu stark in ihren Gemüthern, als daß sie einer sanften, freundschaftlichen Theilnehmung auf lange Zeit fähig seyn sollten. Tugend ist der Grund wahrer Freundschaft, Tugend ist das Band, welches Freundschaft unauflöslich knüpfet auf ewig.

Die Freundschaft trägt viel dazu bei, nicht nur allerlei Leiden standhafter ertragen zu können, indem wir Jemand haben, der sich mit uns betrübet, uns tröstet, uns Rath und Anschläge giebt, wenn wir selbst unfähig sind, durch ruhige Ueberlegung Rettungsmittel ausfindig zu machen; sondern auch unsere Seelenkräfte zu entwikeln und uns in der Tugend zu beeifern. Vor seinem Freunde und seinem Misfallen, seinem Tadel, seinen Verweisen scheuet sich Mancher, ein böses Vorhaben auszuführen; des Freundes Tugendspiel spornt Manchen zum Guten an. Durch den Umgang mit ihm, durch freundschaftlichen Wortwechsel und Untersuchungen über irgend einen Gegenstand wird die Denkkraft und der Scharfsinn gestärkt und der Vorrath an Kenntnissen vermehrt. Wer vermag den vielfachen Nuzen der Freundschaft nahmhaft zu machen?

Freunde müssen offenherzig mit einander umgehen, und sich die Fehler sagen, die einer an dem andern wahrnimmt; doch ohne Heftigkeit und ohne der, jedem Menschen natürlichen Eigenliebe zu nahe zu treten. Sanftmüthig mus dieses geschehen, und ohne Empfindlichkeit. Dabei sollen sie aber auch Gedult mit einander haben, sich in einander richten, damit wenigstens nicht oft Wortwechsel entstehen; denn dadurch

könnte

könnte nach und nach die freundschaftliche Zuneigung zerstört werden. Wie jede Neigung nicht ganz in unserer Gewalt stehet, und unserer Willkühr nicht völlig unterworfen ist; so hängt die freundschaftliche Zuneigung gegen Jemand auch nicht ganz von unserer Willkühr ab; darum müssen wir alles das sorgfältig vermeiden, wodurch sie, selbst wider unsern Willen aufgelöst und gestört werden könnte. — Nicht jeder Mensch ist stark zur Freundschaft gestimmt: mancher kann ohne vertraute Freundschaft gar nicht leben, sie ist wahres Bedürfnis für ihn; wenn er nun dieses Bedürfnis befriedigt, das ein anderer vielleicht nicht so stark fühlet; so kann er sich dieses eben nicht für ein Verdienst anrechnen, wenn er sich nicht zugleich aus vernünftigen Gründen Freunde wählet; so wie niemals die Befriedigung eines Bedürfnisses eine Tugend heissen kann, wenn die Vernunft nicht dazu mitwürket, und solches nicht zugleich aus Pflicht geschieht. Da aber die Freundschaft von so grosem Nuzen ist, so ist es Pflicht für den, der nicht stark zur Freundschaft von Natur gestimmt ist, sich daran zu gewöhnen und theilnehmende Gesinnungen anzunehmen, sein Empfindungsvermögen nach und nach zur Freundschaft zu stimmen, daß er Theil nehmen kann an dem Glük und den Leiden derer, mit welchen

chen er umgehet. Er suche sich solche Freunde aus, mit welchen er, in Ansehung der Denkungsart, der Neigungen, der Empfindungen und des ganzen Charakters übereinstimmt; ähnliche Charaktere ziehen einander an, und verschiedene stossen sich wechselseitig ab.

Jonathan, der Sohn eines jüdischen Königs Saul, und David, welcher nach Saul König wurde, waren solche Herzensfreunde. Saul führte mehrere Kriege gegen die ursprünglichen Einwohner des jüdischen Landes und gegen die benachbarten Völkerschaften; in diesen Kriegen that ihm David sehr gute Dienste. Als dieser aber wegen seiner Heldenthaten sehr geschäzt, und gewissermassen dem König selbst von dem Volke vorgezogen wurde; so entstand in Sauls Seele der gröste Neid und der tödtlichste Haß gegen David, er trachtete ihm bei jeder Gelegenheit nach dem Leben. Da nahm sich nun sein Freund Jonathan seiner treulich an, und schüzte ihn gegen die Verfolgungen seines Vaters. David verbarg sich für Saul, und Jonathan versprach ihm, ein Zeichen zu geben, woraus er erkennen sollte, ob sein Vater zur Versöhnung bereitwillig sey, oder nicht. Er wollte nemlich einige Pfeile nach der Gegend abschiesen, in welcher sich David verborgen hielt, und dann einen Knaben dahin abschiken,

schiken, der sie wieder holen sollte. Wenn er nun zu dem Knaben sagen würde: Die Pfeile liegen hinter dir, so sollte David daraus erkennen, daß er ohne Gefahr wieder zu Saul kommen könnte; würde er aber dem Knaben zurufen: Die Pfeile liegen vor dir, so sollte David daraus abnehmen, daß Gefahr vorhanden sey, und entfliehen. — Jonathan merkte, daß sein Vater sehr ergrimmt war gegen David; darum gab er ihm das leztere Zeichen, und David entfloh darauf für Sauls Nachstellungen. — Solche Proben der aufrichtigsten Freundschaft erwiesen sie sich wechselseitig mehrere: ihre Herzen waren gleich gestimmt für das Gute, sie zogen sich einander an, weil sie sich gleich waren in ihren Gesinnungen und Neigungen, und daraus entstand die herzlichste Freundschaftsverbindung, welche auch uns noch zu einem nachahmungswürdigen Muster dienen kann.

Erlaubte List.

Die Klugheit bestehet vornehmlich darin, daß wir widrige Schiksale von uns abhalten, und uns Glük und gute Tage in der Welt bereiten, soviel wir können; oft stehen unsere Schiksale gar nicht in unserer Gewalt, und dann hat die Anwendung dieser menschlichen Klugheit ein

Ende.

Ende. Es kommen aber doch viele Fälle vor, wo wir uns durch ein kluges Betragen selbst helfen und uns irgend ein Glük verschaffen können; da sollen wir aber jedesmal untersuchen, ob eine solche Klugheit mit der Pflicht bestehen kann, oder nicht; im lezteren Falle darf sie schlechterdings nicht angewandt werden. Pflichtmässig zu handeln, das ist die erste und vornehmste Bestimmung des Menschen; demnächst dürfen und sollen wir auch auf eine erlaubte Art klug handeln, auf eine erlaubte Art unser zeitliches Wohl befördern. Tugend ist der vornehmste Zwek, wornach wir streben sollen; der zweite Zwek ist Glükseligkeit; zur Glükseligkeit sind wir bestimmt, darnach haben wir ein unwiderstehliches Verlangen; wie thöricht wäre es also, wenn wir dieses natürliche Verlangen völlig zu unterdrüken uns bemühen wollten! vergeblich würde diese Bemühung seyn. — Der Natur gemäs zu leben, ist unsere Schuldigkeit, darum sollen wir auch den Zweken unserer Natur, der Tugend und Glükseligkeit nachstreben, wir sollen klug handeln und uns durch Klugheit aus Gefahren retten, wenn wir nur dadurch andern Menschen kein Unrecht und keinen Schaden zufügen.

So rettete David sein Leben durch eine erlaubte List und Verstellung, als er auf der

Flucht

Flucht für Saul war, und zu einem König mit Namen Achis kam. Hier erkannte man ihn für den Feind Sauls, und es war sehr zu befürchten, daß er von Achis an den König Saul ausgeliefert werden würde. Sogleich ersann David ein Mittel, sich aus den Händen dieses gefährlichen Königs wieder zu befreien: er stellte sich nemlich an, als ob er unsinnig wäre; er verstellete seine Geberde, sties sich mit dem Kopfe an das Thor, und gab allerlei Zeichen eines Rasenden von sich. Der König, als er dieses sah, verwies es seinen Leuten, daß sie diesen rasenden Menschen zu ihm gebracht hätten. Habe ich der unsinnigen zu wenig, sprach er, daß ihr diesen herbrächtet, daß er neben mir rase? sollte der in mein Haus kommen? — Man lies ihn also wieder fortgehn, und auf diese listige Art hatte er sein Leben gerettet, das vielleicht ohne diese List, durch die Auslieferung an Saul, verlohren gewesen wäre.

Grosmuth.

Die Grosmuth bestehet darin, daß wir uns gegen Jemand gütig beweisen, der solche Güte durch sein Betragen nicht verdienet hat, sondern uns selbst vorher Schaden gethan hat, oder Schaden hat thun wollen. Verzeihen wir ihm

ihm nun diese Beleidigungen, und rächen uns nicht dafür, wenn wir Gelegenheit dazu finden, oder thun ihm wohl gar Gutes, so üben wir Grosmuth an ihm aus. Hat dich Jemand betrogen, und du entdekest seinen Betrug, verlangst aber das Entwendete nicht wieder zurük, und willst ihn, durch öffentliche Anklage nicht in Schande und Unglük bringen; oder es hat dich Jemand verleumdet, und du erfährst seine Lästerungen, ärgerst dich aber nicht darüber, rächest dich auch nicht durch Erwiederung seiner Verleumdung, sondern entschuldigst ihn, redest wohl Gutes von ihm, soviel als der Wahrheit gemäs ist, und suchest das Gute, das allenfalls noch an ihm zu finden ist, hervorzuziehen; so bezeigest du dich grosmüthig. — Die Grosmuth ist eine von denen Tugenden, welche selten allein sind, sondern gewöhnlich auf eine gute Gemüthsart und einen gebesserten Charakter schliesen lassen; ein grundböser Mensch wird nicht grosmüthig handeln. Vielleicht kann er noch den Schein mancher anderer Tugenden beibehalten, vielleicht lebt er mässig aus Furcht, krank zu werden; vielleicht ist er dienstfertig gegen seine Wohlthäter; vielleicht übt er noch eine oder die andere gute That wirklich aus Pflicht aus, obgleich seine Gemüthsart im Ganzen nichts taugt; aber seinen Feinden wird er

schwer-

schwerlich vergeben und wohlthun, Grosmuth findet sich meistens nur in edlen Seelen; denn ihre Ausübung ist schwer, Stärke der Seele, Selbstüberwindung und innere Kraftanwendung wird dazu erfordert. Dazu ist nicht der Heuchler, der Niederträchtige, der Wollüstling, der offenbar Lasterhafte und gänzlich Verdorbene fähig, eine grosmüthige That aus reinem Herzen zu vollbringen, aber es ist allerdings auch möglich, daß ein böser Mensch den Schein der Grosmuth annehme, aus unreinen Absichten eine grosmüthig scheinende Handlung thue und z. B. seinem Feind verzeihe, wenn er Gelegenheit hat, ihm zu schaden; weil er fürchtet, dieser Feind möchte sich hernach bei Gelegenheit auf eine empfindliche Art an ihm rächen; darum will er ihn durch Güte für sich einnehmen und auf seine Seite bringen. Aber wahre Grosmuth kommt aus einem grosen, edlen Herzen, das zwar auch wohl noch gewisse Fehler und Unvollkommenheiten haben, aber doch gewis nicht bös seyn kann. — Sie ist äusserst schwer, und gewinnt eben dadurch an innerem Werth. Wenn ich empfindlich gekränkt und beleidigt werde, wie natürlich und bald entstehet dann in mir die Neigung, die Beleidigung zu erwiedern! Wie stark ist bei manchem die Versuchung hiezu, wenn er seinen Feind zu unter-

terdrüken Gelegenheit hat! Wie geneigt ist mancher, seinen Hasser verderben zu lassen, ohne ihm beizustehen, wenn er ihn in Gefahr sieht! — Aber nun soll diese Neigung einer strengen Prüfung der Vernunft unterworfen werden, und als unrecht und gesezwidrig durch den ernsten, von der Vernunft geleiteten Willen gebändigt werden, daß wir Böses mit Gutem vergelten. Eine schwere, aber wichtige und nothwendige Pflicht! Verzeihen, Beleidigungen nicht erwiedern, die Fluchenden segnen, den Verfolgern Gutes thun, Unrecht leiden, Gutes reden von dem Verleumder, das sind ohngefähr die schweren Tugenden der Grosmuth. Der Grosmüthige zieht sich allgemeine Bewunderung und Verehrung zu, weil er eine so schwere Tugend ausübt; wer mässig lebt, wer seine Berufsgeschäfte treulich verrichtet oder eine andere leichtere und gewöhnlichere Tugend ausübt, der wird selten bewundert werden; sehen wir aber Jemand Böses mit Gutem vergelten, so können wir uns der größten Bewunderung und der vorzüglichsten Achtung gegen ihn nicht enthalten.

David irrete in einer Wüste umher, als er vor Saul flüchtig war, und Saul erfuhr endlich seinen Aufenthaltsort. Alsbald machte er sich auf mit seiner Mannschaft, David aufzu-

suchen.

suchen. Unterwegens kam er an eine Hôle; er gieng hinein, ein wenig darin auszuruhen und zu verweilen, wuste aber nicht, daß sein Feind David auch darin war mit seiner Mannschaft. Hier hatte nun David die schönste Gelegenheit, seinen Verfolger zu tödten; seine Leute riethen ihm auch, sich dieser Gelegenheit zu bedienen; aber was that er? Er schnitt ganz leise ein Stük aus Sauls Mantel, den er vielleicht ein wenig bei Seite gelegt hatte, und verhielt sich nun ganz ruhig, bis Saul wieder hinaus gegangen war. Dann folgte er ihm nach und rief ihm von ferne zu: siehe, ich habe hier ein Stük von deinem Mantel, als ein Wahrzeichen, daß du in meiner Gewalt warst, und daß ich dich leicht hätte tödten können, wenn ich gewollt hätte; aber das sey ferne von mir, meinen König zu tödten. Warum verfolgst du mich, der ich doch keine Feindschaft gegen dich habe, und jezt deines Lebens verschont habe? — Saul ward durch dieses seltene Beispiel von Grosmuth dermassen gerührt, daß er Thränen vergoß, von Stund an seinen alten Groll gegen David ablegte und sich mit ihm aussöhnte. Du hast mir Gutes bewiesen, sprach er, ich aber habe dir Böses bewiesen. Wie sollte Jemand seinen Feind finden, und ihn wieder unversehrt fortgehen lassen? Der Herr vergelte

dir für diesen Tag, weil du mir Gutes gethan hast. — Saul zog nach Haus mit seinen Leuten, und David durfte nun wieder in Ruhe und Sicherheit in dem jüdischen Lande wohnen.

Selbstmord.

Es giebt der Gründe mancherlei, mit welchen viele die Unrechtmässigkeit des Selbstmordes widerlegen und beweisen wollen, daß es Jedem frei stehe, sein Leben zu endigen, sobald es ihm beliebt. Sobald ich in der Welt nichts mehr nüzen kann, sprechen diese, sobald ich kein Glük mehr in diesem Leben zu gewarten habe, und nichts als Leiden und trübe Aussichten vor mir habe, darf ich freiwillig von meiner irdischen Laufbahn abtreten. Der erste Fall, daß der Mensch in solche Umstände gerathen könnte, worin er nichts Gutes mehr thun könnte, kann niemals eintreten: man stelle sich einen Menschen vor, der wegen Armuth die Pflichten der Freigebigkeit nicht vollbringen könnte; der wegen Kränklichkeit zur Arbeit unfähig wäre; so ist ihm doch immer noch nicht alle Gelegenheit abgeschnitten, zum Besten der Welt zu würken: er kann durch sein Beispiel der Gedult andern zum Muster in dieser Tugend dienen; er kann durch gute Lehren und Vermahnungen etwas zur Besserung seiner Mitmenschen beitragen; es

bleiben

bleiben ihm noch viele Gelegenheiten übrig, Gutes zu würken. — Der leztere Fall, daß ein Mensch gar keine Hofnung auf künftiges Wohlergehen mehr übrig hätte, wenn er auch möglich wäre, (wiewohl sich gegen seine Möglichkeit auch noch viel einwenden läßt,) berechtigt doch noch nicht zum Selbstmord. Man bedenke nur, daß irdische Glükseligkeit in diesem Leben nichts weniger, als der Hauptzwek unseres Daseyns ist, und daß wir nothwendig durch allerlei Trübsale zur Tugend geleitet werden müssen, daß uns also eine solche Kette von Leiden immer fester in der Tugend gründen und stärken kann. Gedult, diese wichtige Tugend, Erhebung der Gesinnungen von dem Irdischen zu dem Ewigen und Bleibenden, folgt auf Leiden. Wie können uns also diese zu einer eigenmächtigen, gewaltsamen Trennung der Seele von dem Leibe berechtigen? — Gott gab uns das Leben; ihm kommt es auch allein zu, es zu endigen, wann seine weisen Zweke erreicht sind, die er bei unserem irdischen Daseyn hat; das können wir nicht wissen, wann diese erreicht sind. Ein Menschenleben zu endigen, das ist viel zu wichtig, als daß es von unserer Willkühr abhängen sollte; aus eben dem Grunde, weswegen wir keinen unserer Nebenmenschen tödten dürfen, steht es auch nicht bei uns, uns

selbst das Leben zu verkürzen. Warum dürfen wir wohl unsern Nächsten nicht tödten? weil wir ihm dieses grose Gut, das Leben nicht gegeben haben, darum dürfen wir es ihm auch nicht nehmen; weil wir dadurch den Plan Gottes zerstören, den er bei dem irdischen Leben der Menschen hat; weil wir den Nächsten verhindern, Gutes in der Welt zu würken und ferner irdische Glükseligkeit zu geniesen; weil die menschliche Gesellschaft nicht dabei bestehen könnte, wenn Jeder das Recht hätte, andere zu tödten, sobald es ihm beliebte. Alle diese Gründe gelten auch bei dem Selbstmord. — Gewöhnlich geschieht dieser auch nur in einer gewissen Art von Verzweiflung oder Wahnsinn; indem der Mensch seine Ueberlegung durch einen sehr empfindlichen Unglüksfall verlohren hat, und nun durch den Selbstmord den grosen irdischen Leiden, die ihn entweder schon betroffen haben, oder ihm noch bevorstehen, entgehen will. Mit kalter Ueberlegung ermorden sich sehr wenige. In etwas wird die Grösse des Verbrechens durch diesen, gewöhnlich damit verbundenen Mangel der Ueberlegung gemildert; daß dieser aber gewöhnlich damit verbunden ist, und daß sich so wenige mit kaltem Blute entleiben, das beweiset, daß sich die menschliche Vernunft nicht leicht so weit verirren kann,

den Selbstmord für erlaubt zu halten, wenn der Gesichtspunkt, woraus dieser eigentlich betrachtet werden soll, nicht gewaltsam verrükt worden ist durch heftige Leiden und harte Schiksale. — Dem, der zuweilen schon in entfernte Versuchung gerathen ist, zu diesem Verbrechen, ist daher sehr anzurathen, sich die Gegengründe gegen dasselbe immer möglichst in seinem Gemüthe zu vergegenwärtigen, und sich hernach alle Gedanken an dasselbe aus dem Sinne zu schlagen; es ist sonst zu befürchten, daß bald oder spät der, anfangs nur halb im Scherz gefaßte Anschlag auf sein eigenes Leben, durch harte Schiksale veranlaßt, endlich zur Reife gedeihen und in Ernst übergehen möchte. In dem ersten Ursprung mus jede, und besonders diese Versuchung zum Bösen erstikt werden. Das bevorstehende Leiden, welches bei manchem diese Versuchung veranlaßte, wird lange nicht so schwer zu tragen seyn, als es ihm seine Einbildungskraft vormahlte; selbst das Bewußtseyn, die böse Neigung zum Selbstmord überwunden zu haben, wird schon eine gewisse Ruhe, Stärke und Zufriedenheit des Gemüths gewähren und es vorbereiten auf künftige Schläge des Schiksals. Schon der Gedanke mus in dem Leiden tröstlich seyn: ich hätte diesem Leiden entgehen können, wenn ich feig genug gewesen wäre,

einen Selbstmord zu begehen; aber freiwillig und getrost bin ich ihm entgegen gegangen, getrost und standhaft will ich es auch überstehen. Das äussere Unglük und dessen Beschaffenheit kann nicht allein die Grösse desselben bestimmen; die Gemüthsbeschaffenheit, in welcher uns das Unglück antrifft, trägt auch viel zur Bestimmung seiner Grösse bei. Armuth z. B. ist dem, der sich bewußt ist, sie sich durch Verschwendung zugezogen zu haben, ein viel grösseres Unglük, als dem Sparsamen und Rechtschaffenen, der sich für würdig erkennt, ein besseres Schiksal zu haben. Deswegen muß ein Leiden dem Unglücklichen viel erträglicher seyn, wenn er sich durch Ueberwindung der Versuchung zum Bösen eines besseren Schiksals würdig gemacht hat, als dem Feigherzigen, der den Gedanken an den Selbstmord in seinem Busen mit sich herumträgt, um dadurch dem Leiden zu entgehen: was für Strafen ihm nach dem Tode für dieses Verbrechen bevorstehen, daran denkt er nicht. „Statt sich zu entleiben, sey der Unglükliche innerlich und äusserlich thätig, sein Schiksal zu verbessern; seine Denk- und Körperkraft strenge er zu diesem Endzwek an, aber auch vorzüglich dazu, ein besseres Schiksal zu verdienen und sich dessen durch Rechtschaffenheit würdig zu machen. Dann mögen

Stürme

Stürme des Schiksals um ihn toben, und Schläge des Unglüks ihn treffen; an seiner Seele, die sich nichts Böses bewußt ist, werden sie abprallen, wie matte Pfeile an einem ehernen Schild, ganz zu Boden werden sie ihn nicht schlagen können.

Nachdem Saul mehrere glükliche Kriege gegen die benachbarten heidnischen Völker geführt hatte, so wurde er zulezt von diesen aufs Haupt geschlagen. Jonathan nebst zwei seiner Brüder kam in dieser Schlacht um, und Saul selbst ward verwundet. Als er nun um sich her den Greuel der Verwüstung und des Mordes sah, gerieth er in Verzweifelung, und gebot seinem Waffenträger, ihn zu erstechen. Dieser weigerte sich sehr dagegen; da faßte er den feigen und gesezwidrigen Entschluß, sich selbst zu entleiben, um nur künftigen Mishandlungen zu entgehen und lies sich in sein eigenes Schwert fallen, worauf er seinen Geist aufgab. Als sein Waffenträger diesen fürchterlichen Auftritt ansah, so gerieth er ebenfalls auf den unseligen Gedanken, sich selbst zu entleiben. — Die Feinde bemächtigten sich nun des Leichnams des Königs Saul, hieben ihm den Kopf ab, schikten diesen zur Schau in ihrem Lande umher, unter dem Volke und in ihren Gözentempeln, und in einem dieser Tempel bewahrten sie seinen

Har-

Harnisch auf; den Rumpf seines Leichnams hiengen sie auf die Mauern ihrer Hauptstadt.

Liebe gegen die Feinde.

Es giebt eine zweifache Liebe, eine sinnliche und eine vernünftige. Die sinnliche befindet sich besonders zwischen Anverwandten, Eheleuten, Eltern und Kindern, Geschwistern und Freunden, und ist eine unwillkührliche Zuneigung zu irgend einer Person, mit der man entweder durch die Bande der Verwandtschaft, oder durch die Bande der Uebereinstimmung in der Gemüthsart verbunden ist; sie kommt und vergeht wieder, ohne daß der Mensch viel dazu beitrüge. Wenn Freunde einander lange nicht gesehen haben, so vergessen sie gewöhnlich einander, die Freundschaft nimmt ab, sie werden einander gleichgültig; wenigstens ist dies es der Fall bei gewöhnlichen Freundschaften, Ausnahmen mag es wohl auch geben. Wenn Anverwandte lange Zeit von einander getrennt waren, so werden sie einander auch mehrentheils gleichgültig, durch neue Verbindungen, in welche sie eintreten, werden die alten einigermassen aufgelöset. Aber ganz anders verhält es sich mit der vernünftigen Liebe; diese hängt allein von unserer Willkühr ab, und ist weiter nichts, als die Erweisung aller Pflichten gegen den

Näch-

Nächsten, die wir ihm schuldig sind. Dabei ist es gar wohl möglich, daß ein solcher vernünftig Liebender eine wahre Abneigung hat für dem, der von ihm auf eine vernünftige Art geliebet wird, wenn er nemlich lasterhaft ist, oder diesen vorher beleidigt hat. Die Feinde, welche uns stark beleidigt haben, können wir nicht auf eine sinnliche Art lieben, es kann in unsern Seelen keine Zuneigung gegen sie vorhanden seyn, sondern es mus nothwendig ein Widerwillen gegen sie und eine Abneigung entstehen. Da es uns nicht wohl möglich ist, diese unwillkührliche Abneigung für unsern Beleidigern in eine sinnliche Liebe oder Zuneigung zu verwandeln, welche eben so unwillkührlich ist; so kann es auch nicht unsere Schuldigkeit seyn, solche Beleidiger auf eine sinnliche Art zu lieben. Aber wir sollen sie doch auf eine vernünftige Art lieben: wir sollen ihnen doch alle Pflichten erweisen, die wir ihnen als Menschen schuldig sind; wir sollen uns nicht nur nicht für ihre Beleidigungen rächen, ihnen nicht nur nichts Böses zufügen; sondern bei vorkommenden Gelegenheiten sogar ihr Bestes zu befördern uns bestreben; und das ist uns wohl möglich, obgleich in manchen Fällen schwer. Um sich die Erfüllung dieser Pflicht zu erleichtern, wird es nöthig seyn, sich die erlittenen Beleidigungen

möglichst

möglichst aus dem Sinne zu schlagen, und nur stets das zu bedenken, daß der Beleidiger ein Mensch ist, das Ebenbild Gottes, für die Ewigkeit bestimmt, mit Vernunft und einem freien Willen begabt, ein achtungswürdiges Geschöpf, und daß es also vor Gott nicht gleichgültig seyn kann, wie wir ein solches Geschöpf behandeln, daß es Gott sehr wohlgefällig seyn mus, wenn wir die Rachgierde in unserm Gemüthe überwinden, und uns selbst zwingen, Böses mit Gutem zu vergelten. Freilich sollen wir unsern Wohlthätern mehr Gutes thun, als unsern Verfolgern; nicht aus Eigennuz, um noch mehr Wohlthaten von ihnen zu empfangen, sondern aus Dankbarkeit. Es würde ja der schwärzeste Undank seyn, wenn wir unsere Wohlthäter vergessen, und nur allein unsern Feinden Gutes thun wollten. Allen Menschen sollen wir Gutes thun; aber mehr den Freunden, die uns schon Gutes erwiesen haben, den Rechtschaffenen, den Bedürftigen, den Anverwandten, den würdigen, als den Uebelthätern, die sich durch Beleidigungen gegen uns versündigt haben, den Undankbaren, die nach empfangenen Wohlthaten sich über unsere Gutherzigkeit lustig machen, und die Gaben übel anwenden, oder den Unwürdigen, die keine theilnehmende Hülfsleistung verdienen, und sich durch Laster-

haftig-

haftigkeit eher strafwürdig als mitleidswürdig machen.

So liebte auch David seinen Feind Saul auf eine vernünftige Art, indem er ihm, als seinem König gehorchte und dienete, wo er konnte. Nachdem ihm Saul verziehen hatte, weil sich David durch Verschonung seines Lebens so grosmüthig gegen ihn bezeigt hatte; so ward er ihm hernach doch wieder feind und verfolgte ihn noch mehrmals. David mag wohl gegen diesen ungerechten Verfolger keine Zuneigung in seinem Herzen empfunden haben; wie wäre es ihm möglich gewesen, ihn sinnlich zu lieben? aber er verehrte ihn doch als König. Dieses offenbarte sich deutlich, nachdem Saul umgekommen war und David die Nachricht von seinem Tode bekommen hatte. Er betrauerte und beklagte ihn, aber besonders seinen Freund Jonathan ohngefähr mit folgenden Worten: die edelsten in Israel sind erschlagen, und die Helden sind gefallen. Der Bogen Jonathan hat nie gefehlet, und das Schwerd Saul ist nie leer wieder kommen von dem Blut der Erschlagenen. Saul und Jonathan, holdselig und lieblich in ihrem Leben, sind auch im Tode nicht geschieden: leichter denn die Adler, und stärker denn die Löwen. Es ist mir leid um dich, mein Bruder Jonathan; ich habe grose Freude und

Wonne

Wonne an dir gehabt. Wie sind die Helden gefallen, und die streitbaren umkommen!

Religiosität.

Man sagt von einem Menschen, er habe Religiosität, wenn ihm die Lehre von Gott, Vorsehung und Ewigkeit, und was dahin einschlägt, wichtig ist, wenn er oft und gern an diese Gegenstände denkt und ihnen nachforscht, wenn er oft und gern zu Gott betet und sein Herz von dem Irdischen auf das Ewige und Ueberirdische richtet, und dabei auch seine Pflichten erfüllet. Ehrfurcht gegen Gott, fromme, gottselige Gefühle, Erkenntnis der Wichtigkeit unserer zeitlichen und ewigen Bestimmung, Vertrauen auf Gottes Güte im Unglük, fester Glaube an die vornehmsten Religionswahrheiten, daraus hergenommene Tröstungen im Leiden, das sind ohngefähr die Kennzeichen eines religiösen Herzens. — Religiosität ohne Rechtschaffenheit und Erfüllung der Pflichten ist kaum denkbar; wer lasterhaft lebt, der wird schwerlich ein festes Vertrauen zu Gott fassen können, er muß seine Strafgerechtigkeit fürchten; er wird selten und ohne wahre Andacht beten, er wird sein Herz zuviel an irdische Freuden hängen, und endlich wohl gar an Gottes Daseyn zweifeln. Aber dieser Saz läßt sich auch um-

kehren:

kehren: man kann auch behaupten, daß Recht-schaffenheit ohne Religiosität nicht bestehen kann. Religiosität ist eine nothwendige Folge der Tugend. Glaube an Gott, Vorsehung und Ewigkeit, Vertrauen zu Gott, oftmalige gottselige Betrachtungen und Gebete werden sich gewiß bei jedem wahrhaft Tugendhaften finden. Dieser wird auch die Besserungsmittel und den äusseren Gottesdienst nicht für überflüssig halten; er wird sich selbst nicht für so stark im Guten ausgeben, daß er alle Mittel für unnöthig halten sollte, wodurch er in der Tugend bestärkt, an Gott und seine Pflichten erinnert wird, und welche fromme Gefühle in seiner Seele bewürken können. Er wird z. B. das Kirchengehen und den äusseren Gottesdienst für eine ganz löbliche Anordnung halten, wodurch viel Gutes in den menschlichen Gemüthern gestiftet wird; er wird den Genuß des heiligen Abendmahls nicht für unnüzlich erklären. Bei solchen vorgeblichen moralischen Helden, welche über äussere Religionsgebräuche erhaben zu seyn sich vorstellen, und darüber spotten; welche Gott allein im Herzen verehren zu können vorgeben, und äusserer Erinnerungsmittel an die Wahrheiten der Religion nicht zu bedürfen glauben; welche sich viel besser, aufgeklärter und verständiger dünken, als die übrigen Menschen,

und behaupten: sie erfüllten ihre Pflichten, alles übrige wäre für sie unnöthig, solche sind gewöhnlich viel unmoralischer im Grund ihres Herzens, als andere Leute; Eigendünkel liegt bei ihnen zum Grund, und wenn sie in Versuchung zum Bösen gerathen, so haben sie nicht Stärke genug zum Widerstand, die Besserungsmittel der Religion fehlen ihnen, der Grund ihres Herzens ist zu dürr und troken, es fehlt ihn an religiösen Gefühlen, und sie fallen viel leichter in Sünden, als der Religiöse, der die Vortrefflichkeit seiner Religion fühlet, der überall den allgegenwärtigen und allmächtigen Schöpfer ahndet, der in seinem Gott lebet, und in welchem auch Gott lebet und würket, der in Gott bleibet, und Gott in ihm. Darum sollen wir religiöse Gesinnungen in uns zu erweken und zu erhalten suchen, oft an Gott und göttliche Dinge denken, gern davon sprechen, gern beten, gern in gottesdienstliche Versammlunlungen gehen, solche Besserungsmittel, wie das heilige Abendmahl gern gebrauchen, und uns selbst nur nicht für so stark halten, daß wir äusserer Erinnerungsmittel an Gott und unsere Pflichten nicht bedürften; denn wer sich dünken läßt, er stehe fest im Guten, der kann sich wohl fürsehen, daß er nicht in Sünden falle; für ihn ist die Gefahr zu sündigen am größten.

So religiös war David, welcher nach Saul König ward in dem jüdischen Lande. Ein Beweis von seiner Religiosität sind seine Psalmen, lauter gottselige Betrachtungen und Gebete; obgleich nicht in allen eine ganz geläuterte Moral herrscht, sondern z. B. der Haß und Rachgierde gegen die Feinde aus denen Psalmen hervorleuchtet, worin um Verderben und Unterdrükung derselben gebetet wird. — Einen andern Beweis seiner Religiosität legte er ab, als die Bundeslade, worin das Gesez des Moses aufbewahret wurde, in seinen Wohnort getragen wurde. Feierlich und herzerhebend war ihm diese Handlung; die Gebote seines Gottes sollten nun in einer eigentlich zu diesem Behuf erbaueten Hütte aufbewahret werden, und Jedermann zur Richtschnur seines Verhaltens und seines Gottesdienstes dienen. Darum begleitete er den Zug der Träger mit Jauchzen und Posaunen, und tanzete für Entzücken vor der Bundeslade her. Eine heilige, göttliche Freude hatte sich seiner ganzen Seele bemächtigt, als er die Geseze Gottes hinbrachte in seine Stadt, wo sie von nun an aufbewahret werden sollten, als ein Heiligthum und unschäzbares Kleinod.

Wer unglüklich ist, wird verachtet und verfolgt.

Es ist eine häßliche Gewohnheit unter den Menschen, daß sie ihre Urtheile über ihren Nebenmenschen nach den Glüksumständen abfassen, worin er sich befindet: der Glükliche, dem alles nach Wunsch geht, wird zwar auch seine Neider finden, aber sie werden sich scheuen, öffentlich Böses von ihm zu reden; die meisten Leute werden ihm schmeicheln und ihn loben, nach seiner Gunst streben, sich durch Gefälligkeiten bei ihm beliebt zu machen suchen, auch wohl behaupten, er habe sein Glük durch sein kluges Betragen sich erworben, oder durch seine Rechtschaffenheit verdient, sollte es auch nur ein bloses Geschenk des Zufalls und des blinden Ohngefährs seyn, das ihm ohne eigenes Mitwürken zugefallen wäre. — Wenn aber dieser Glükliche in das entgegengesezte Schiksal verfällt, wenn er ohne sein Verschulden seine Güter verliert, wenn er krank wird, wenn er von seinen Feinden unterdrükt wird und Unrecht leidet; so sollte man erwarten, es würden sich viele theilnehmende Seelen finden, die ihm im Unglük beistünden, oder ihn doch wenigstens bemitleideten; aber nein, das geschieht nicht: die menschliche Natur ist bös und verdorben genug,

genug, einen solchen Unglüklichen noch tiefer ins Unglük zu stossen, den Gekränkten noch mehr zu kränken, den Verspotteten noch mehr zu verhöhnen, und zu behaupten, er müsse seine Leiden durch seine Lasterhaftigkeit verdient haben. Das Heer der, bisher im Finstern und Verborgenen schleichenden Neider trit nun öffentlich gegen ihn auf; jezt, da ihm alles zuwider ist, können sie auch ungescheut und ungestraft ihre Bosheit an ihm auslassen; und so wird dann der Unglükliche, durch seines Nächsten Schuld, ganz ins Verderben versenkt, von allen verlassen, verspottet und verfolgt. — Aber diese Geneigtheit zur Unterdrükung des Unterdrükten ist ein gar häßlicher Schandflek an der menschlichen Seele.

So gieng es auch dem guten König David. Sein eigener Sohn Absalom verfolgte ihn und strebte nach der Königswürde; vor seinem eigenen Sohn mußte er entfliehen und Krieg gegen ihn führen. Als er nun in dem Elend herumschwebte auf der Flucht für Absalom, so suchte einer seiner alten Feinde, mit Namen Simei seinen Zorn an ihm auszulassen und seinen Muth an ihm zu kühlen, weil er jezt ausser Stand war, ihn zu bestrafen. Fluchend gieng er dem unglüklichen David zu Leibe, und warf mit Steinen und Erdenklössen nach ihm. Heraus, schrie er wüthend, heraus, du Bluthund, du

loser Mann! Der Herr hat dir vergolten alles Blut des Königs Saul, weil du an seiner Statt bist König worden. Nun hat der Herr das Reich gegeben in die Hand deines Sohnes Absalom; und siehe, nun stehest du in deinem Unglük; denn du bist ein Bluthund. Davids Begleiter wollten sich an diesem Simei rächen und ihn tödten; aber David, voll Sanftmuth und Gelassenheit, untersagte ihnen diese Rache, und gieng ganz geduldig seines Weges weiter fort.

Pflicht, besonders um geistliche Gaben zu beten.

Unter geistlichen Gaben ist besonders Aufklärung des Verstandes, Weisheit, Klugheit, Tugend und was dahin einschlägt, zu verstehen. Um dergleichen geistliche Gaben sollen wir vorzüglich zu Gott beten, öfter und eher, als wir um leibliche Gaben, als Nahrung, Kleidung, zeitliche Güter u. dgl. bitten; erstlich weil sie besser, wichtiger und nöthiger sind, als die leiblichen, und einen ausgebreiteteren Einfluß auf unser ewiges Schiksal und auf unsere persönliche Beschaffenheit haben. Reichthum verbessert nicht die Person und das Gemüth dessen, der ihn besizt, der größte Bösewicht kann ihn erlangen; hingegen Weisheit verbessert den Gemüthszustand dessen, der sie besizt; Reichthum

müssen

müssen wir im Tode zurüklassen, nichts läßt sich davon in die Ewigkeit mitnehmen; hingegen Weisheit wird auch in jene Welt mitgenommen; darum ist diese jenem vorzuziehen. — Aber zweitens auch deswegen sollen wir vorzüglich oft zu Gott um dergleichen geistliche Gaben beten, weil wir wissen, daß ein solches Gebet Gott immer wohlgefällt und immer von ihm erhört wird, wenn wir nur auch das Unsrige thun, um solche geistliche Güter zu erlangen. Ganz ohne unser Zuthun und Bemühen wird uns Gott freilich nicht Weisheit, Tugend u. dgl. schenken; wir müssen ernstlich darnach streben, die Freiheit unsers Willens zu diesem Endzwek anwenden, die Mittel gebrauchen, wodurch solche geistliche Vorzüge erlangt werden; und dann wird es uns auch gewiß nicht fehlschlagen, unter Gottes Beistand werden wir weise und tugendhaft werden; der, welcher uns die Kraft dazu, nemlich Verstand, Vernunft und freien Willen gab, wird auch das Gedeihen geben bey der Anwendung dieser Kraft. Wenn wir nun um geistliche Gaben beten, so können wir solches mit viel grösserer Zuversicht und Hofnung auf Erhörung thun, als wenn wir um leibliche, zeitliche Geschenke bitten: Gott erhört ein solches Gebet gewiß es gefällt ihm gewiß wohl.

So

So betete Salomo, der Sohn Davids um ein weises und Gott gehorsames Herz bei dem Antritt seiner Regierung in dem jüdischen Lande. Im Traum sprach er ohngefähr also zu Gott: nun Herr mein Gott, du hast deinen Knecht zum Könige gemacht, an meines Vaters Davids Statt. So wollest du deinem Knecht geben ein gehorsames Herz, daß er dein Volk richten möge, und verstehen, was gut oder böse ist. Und Gott sprach zu ihm: weil du solches bittest, und bittest nicht um langes Leben, noch um Reichthum, noch um deiner Feinde Leben, sondern um Verstand, Gericht zu halten, siehe, so habe ich gethan nach deinen Worten. Ich habe dir ein weises und verständiges Herz gegeben, daß deines gleichen vor dir nicht gewesen ist, und nach dir nicht aufkommen wird. — Und da Salomo erwachte, siehe, da war es ein Traum.

Vertrauen auf Gott.

Wer des Vertrauens auf Gott fähig werden will, der muß religiös seyn; sein Glaube an Gottes Vorsehung muß unerschütterlich fest stehen, er muß sich gewöhnt haben, bei allen Begebenheiten uud Veränderungen in der Welt den Finger der göttlichen Weltregierung zu erkennen, selbst wenn solche Begebenheiten zum

Nach-

Nachtheil der Menschen auszuschlagen scheinen. Der untröstliche Gedanke, daß alles in der Welt Würkung der leblosen Natur, ohne einen höchsten Verstand, ohne ein heiliges Wesen sey, dieser Gedanke, der so wenig Tröstliches und soviel Räthselhaftes und Unerklärbares enthält, muß ganz aus seinem Gemüthe verbannt bleiben. Ueberall muß er seinen Gott in seinen Werken sehen, täglich muß er die Stimme seines Gottes in seinem Innersten hören, die ihm zuruft: meide das Böse, und thue recht. Sein Glaube an Gottes Daseyn muß ihm über allen Zweifel erhaben seyn; und dann ist er auch fähig, Gott herzlich zu vertrauen. Wer sich aber gewöhnt hat, überall nur Würkungen der todten Natur zu sehen, überall nur blindes Ohngefähr und Zufall wahrzunehmen; wer seine eigene Schiksale diesem blinden Ohngefähr unterwirft, und nun auf nichts weiter vertraut, als auf seine eigene Klugheit und Geschiklichkeit, und dadurch sich aus jeder Gefahr und Widerwärtigkeit retten will; wer keine höhere Weltregierung, keinen vollkommeneren Verstand über sich sieht, o der ist in Wahrheit unglüklich, das Vertrauen auf Gott, diese trostreiche Gemüthsbeschaffenheit, fehlt ihm. — Einige Zeit können wir wohl glüklich in der Welt leben, ohne Gott zu vertrauen, solang es

uns

uns nemlich nach Wunsch geht. O der Glükliche vergißt so leicht Gott, er denkt nur an seine vergangenen und künftigen Freuden; um seine höhere Bestimmung, seine Pflichten zu erfüllen, und einst in ein ewiges Leben einzugehen, ist er unbekümmert. Wenn er aber alt, und der Vergnügungen und sinnlichen Freuden unempfänglich wird, dann ist es so leer in seiner Brust, das irdische Leben kommt ihm so läppisch vor; sein höchstes Gut, die irdischen Freuden, sind für ihn verschwunden, seine vermeintliche Bestimmung ist erreicht, kein künftiger Trost, kein höherer Versorger ist für ihn vorhanden. Dann muß er doch endlich einsehen, daß es um das menschliche Glück sehr übel steht, wenn er nur selbst für sich sorgen soll, und keinen allmächtigen Vater über sich glaubt, der seine Schiksale lenket. Ja — es ist ein höchstes, heiliges Wesen, das bei der Schöpfung eines jeden Menschen sehr weit aussehende, wichtige Absichten hatte, das jeden Menschen beschüzet und seine Schiksale regieret, das ihn für die Ewigkeit aufbewahret, wo er die grosen Zweke erreichen soll, wozu er bestimmt ist. Dieses laßt uns glauben, diesem Weltregierer laßt uns stets vertrauen.

So vertraute ein gewisser frommer Mann in dem jüdischen Lande, mit Namen Elias allezeit

zeit Gott. Es kam einmal eine grose Dürre, und weder Thau noch Regen feuchtete die Erde; so daß gar keine Nahrungsmittel wachsen konnten. Da gieng Elias voll Vertrauen auf Gottes Fürsorge hin an das Ufer eines Baches, trank daraus und wartete nun auf Gottes fernere Versorgung. Die göttliche Vorsehung fügte es auch so, daß dieser fromme Mann in seinem Vertrauen nicht zu Schanden wurde: Vögel des Himmels kamen, und brachten Nahrungsmittel in dieselbige Gegend, wo sich Elias aufhielt, welche er sich zueignete und aß. Auf diese Art erhielt die Vorsehung lange Zeit sein Leben bei der allgemeinen Theurung und Hungersnoth.

Gelassenheit bei schreklichen Naturbegebenheiten.

Niemals sehen wir unser Unvermögen, uns selbst zu erhalten und zu beschüzen, deutlicher ein, als bei schreklichen Naturbegebenheiten. Wann der Erdboden unter unsern Füssen bebt, wann über uns der Donner in schwarzen Wolken rollt und Blize die finstere Luft durchkreuzen und erleuchten, wann Regengüsse vom Himmel ströhmen, oder Eisstüke die Gewächse des Erdbodens zermalmen und zerschmettern, o wie klein kommen wir uns dann selbst vor, wie

unbe-

unbedeutend in Ansehung unserer körperlichen Natur! Aber ein Blik auf unsere geistige Natur wird diesen Kleinmuth in Selbstschäzung verwandeln, wenn wir bedenken, daß wir nicht nur mit der sichtbaren Welt durch unsern Körper, sondern auch durch unsern Geist mit der unsichtbaren Welt in Verbindung stehen; daß wir Wesen höherer Art und Natur sind, als alle sichtbare leblose und belebte Dinge um uns her; daß Erde, Luft, Wasser, Feuer, Licht, Sonne, Donner und Bliz uns nüzlich seyn mus, und alle Veränderungen in der Natur zu unsern Besten geschehen, daß alles um unsertwillen vorhanden ist und zu unserm Besten dienen soll, daß wir die Herren der sichtbaren Schöpfung sind. Dieser Gedanke erhebt den Geist wieder aus der übertriebenen Demuth, in welche ihn anfangs schrekliche Naturveränderungen versezen. — Der Sünder bebt mit Recht, wenn über ihn der Donner rollt, und um ihn her die Blize sich durchkreuzen, die ihn in einem Nu von dieser Welt hinweg vor seinen strengen Richter stellen können; wann unter ihm der Erdkreis bebt und ihn zu verschlingen droht, dann fällt ihm die ganze Last seiner Verbrechen schwer aufs Herz; aber so steht es nicht um das Herz des Rechschaffenen: ein innerer Trost beruhigt ihn, der gar nicht von der sichtbaren Welt abhängig ist, ein Trost, der sich auf vollbrachte edle Thaten gründet,

das

das Bewußtseyn eigener Würde. Gelassen kann er solche Naturbegebenheiten ansehen.

Elias entwich in die Wüste, als er von seinen Feinden verfolgt ward. Hier fand er eine Höle, in welcher er sich einige Zeit aufhielt und übernachtete. Als er nun einsam und verlassen hier verweilete, so entstand eine furchtbare Naturbegebenheit: ein starker Wind kam, begleitet von einem Erdbeben, wovon Berge und Felsen zerbrachen und borsten. Darauf entstand Feuer, das wahrscheinlich aus der Erde kam durch die entstandenen Risse und Oeffnungen, vielleicht auch von Blizen. Nachdem das alles vorüber war, so entstand ein stilles, sanftes Säuseln des Windes. — Elias gieng hervor an den Eingang der Höle, und sah alle diese Dinge gelassen an, ohne sich zu fürchten; er freuete sich über das liebliche Säuseln des Windes und über die Ruhe und Anmuth, welche, nach diesen gewaltsamen Naturbegebenheiten in der Natur herrschte. Der Gedanke an den allgegenwärtigen Gott tröstete ihn, als unter ihm der Boden borst, und über ihm Feuer und Stürme die Luft beunruhigten.

Ungerechtigkeit.

Je mehr die Verfeinerung eines Volks zunimmt, desto seltener werden offenbare und ge-

walt-

waltsame Beeinträchtigungen und Betrügereien; aber feinere Ungerechtigkeiten und heimliche Vervortheilungen scheinen in eben dem Maase zuzunehmen, in welchem die Verfeinerung zunimmt. Es werden immer mehrere listige Mittel ausgesonnen, andere auf eine geschikte Art um das Ihrige zu bringen; und es bedarf nur einer mittelmässigen Weltkenntnis, um von der Wahrheit dieser Behauptung: daß die Welt voller heimlicher Diebe und Betrüger sey, überzeugt zu werden. Mit der Feinheit der äusseren Sitten, mit der Vervollkommnung der Künste und Wissenschaften nimmt nicht auch die Gewissenhaftigkeit der Menschen zu; mit dem blühenden Handel, dem Wohlstand der Akerleute, der Künstler und Handwerker, der Fabrik- und Manufakturen-Arbeiter wächst nicht auch zugleich die Religiosität und Rechtschaffenheit, Gerechtigkeit und Billigkeit, sondern diese ist immer noch so selten, wo nicht noch seltener, als vor mehreren hundert Jahren, auf welche sogenannte finstere Zeiten viele unserer heutigen Aufgeklärten mit so groser Selbstgenügsamkeit und Verachtung herabschauen, welche Zeiten aber in mancher Rücksicht noch besser waren, als die iezigen, da heimliche Ungerechtigkeiten in hohen und niedern Ständen Mode sind, und da es nur darauf ankommt,

die

die Kunst zu verstehen, seine Ungerechtigkeiten mit schönen Worten zuzudeken und sich ein ehrliches Aeusseres zu geben, um für rechtschaffen gehalten zu werden. — Für den, der in diese gefährliche Welt trit, ist nun Vorsichtigkeit nöthig, um nicht von listigen Betrügern hintergangen und des Seinigen beraubt zu werden. So wenig auch ein allgemeines Mistrauen gegen das gesammte Menschengeschlecht anzurathen ist, indem sich doch gewis noch viele Ausnahmen von der Regel, noch viele ehrliche Leute unter dem Haufen verlarvter Betrüger finden, und diese ehrliche Leute ein solches Mißtrauen kränken würde; so nöthig ist es doch, bei unbekannten Leuten zurückhaltend zu seyn. Der offenherzige und zutrauliche Neuling in dem Umgang mit Menschen wird gewis bald auf Leute stossen, die von seiner Unerfahrenheit und Offenherzigkeit zu profitiren suchen, und ihn hinter das Licht führen. — Darum, junger Weltbürger, laß dich nicht durch dergleichen Beispiele der Ehrlosigkeit zur Nachahmung reizen, Ehrlichkeit und Gerechtigkeit bleibe dir heilige Pflicht; aber auch Vorsichtigkeit ist dir nöthig, damit du nicht von der Menge heimlicher Betrüger, welche in der Welt auf dich lauern, des Deinigen beraubt und überlistet werdest.

Auf

Auf eine solche listige Art wurde ein gewisser Israelite, Namens Naboth, eines Weinberges, und zugleich seines Lebens von der Gemahlin des Königs Ahab, Namens Isebel beraubt. Naboths Weinberg lag dem Könige Ahab sehr nahe und bequem, darum that er dem Naboth den Antrag, er sollte ihm seinen Weinberg gegen einen andern vertauschen oder verkaufen; dieser aber schlug es ihm ab, und wollte sein väterliches Erbgut nicht veräussern. Darüber betrübte sich Ahab; er gieng nach Haus, legte sich ins Bette, und wollte für Verdruß nicht essen noch trinken. Als seine Gemahlin Isebel die Ursache seiner Betrübnis erfahren hatte, so sann sie folgende List aus, wodurch sie dem König zu dem Besiz des Weinbergs helfen wollte. Sie schrieb an die Vorgesezten des Orts, wo Naboth wohnte, und befahl ihnen einen allgemeinen Fasttag anzustellen, und zwei falsche Zeugen gegen Naboth zu bestellen, welche ihn auf diesen Fasttag der Gotteslästerung beschuldigen sollten, worauf er sollte gesteinigt werden; denn auf Gotteslästerung war bei den Juden die Todesstrafe gesetzt. Alles wurde nach ihrem Befehl ausgerichtet, und als sie die Nachricht von Naboths Tod erhalten hatte, so brachte sie solche dem König, und sagte ihm: er könne sich nun des gewünsch-

ten Weinberges bemächtigen. Dieser nahm voller Freude den Weinberg in Besiz.

Abgötterei.

Die Abgötterei bestehet darin, wenn Jemand mehrere Götter ausser dem einzigen wahren Gott, oder zwar nur einen Gott anbetet, aber sich von diesem so falsche und irrige Vorstellungen macht, daß sie gar nicht auf den wahren Gott passen, sondern Vorstellungen von einem Gözen sind. Wer z. B. von Gott glaubt, daß er, wie ein Mensch, zürne; oder daß er menschliche Begierden habe, der verehrt nicht den wahren Gott, sondern einen Abgott. — Es ist sonderbar, daß auch die aufgeklärtesten Völker nicht nur mehrere Götter glauben, sondern sich auch diese mit so niedrigen Eigenschaften begabt denken konnten, daß sie nichts weniger als Götter seyn konnten. Aber die Sonderbarkeit dieser Sache wird dadurch vermindert, wenn wir bedenken: daß nur das gemeine Volk solche rohe Begriffe hatte, nicht die gebildeten. Diese stellten sich meistens unter dem einzigen Gott, den sie glaubten, ein heiliges Wesen vor, frei von allen menschlichen Schwachheiten; und daß zweitens die Aufklärung solcher Völker, wie die Griechen und Römer waren, in Religionssachen lange nicht so gros

war,

war, wie viele glauben. In Künsten und einigen Wissenschaften waren sie weit gekommen; aber einige Philosophen haben zum Theil auch sehr verkehrte und ungereimte Lehren vorgetragen von der Natur der Götter, welche sie sich wie Menschen vorstellten, von dem Ursprung der Welt, von der Weltregierung und Erhaltung durch ein Schicksal, welchem selbst die Götter unterworfen wären, von dem Schicksal der menschlichen Seelen nach dem Tode, welche nach der Meinung einiger von ihnen aus einem menschlichen Körper in den andern wanderten; überhaupt von Religionssachen hatten sie großentheils noch ungeläuterte Begriffe. Erst durch die Religion Christi sind die reinen Begriffe von einem Gott allgemein geworden; so daß nun die Vernunftgründe, welche sich für die Einheit Gottes anführen lassen, allgemein einleuchtend und überzeugend sind, und daß in der Christenheit Niemand mehr Götter, sondern Jedermann nur einen Gott glaubt. — Einen Gott zu glauben, dazu nöthigt uns unsere Vernunft, aber nicht dazu, mehrere zu glauben. Es mus ein Gott seyn, ein Vergelter des Guten und Bösen; warum sollten wir aber mehrere annehmen, da unsere Vernunft mit einem genug hat, um sich die Vergeltung nach dem Tode als möglich vorzustellen? — Wenn mehrere

rere

rere Götter wären, so wäre ja keiner von ihnen vollkommen, keiner wäre der Herrscher, Erhalter, und Regierer der ganzen Welt; sie würden einander in ihrer Herrschaft und Vollkommenheit einschränken; aber ein eingeschränkter, unvollkommener Gott ist kein Gott, und daher nicht denkbar; darum muß nur ein einziger Gott vorhanden seyn, der Schöpfer, Regierer und Erhalter der ganzen Welt. — Eine allgemeine Meinung war es bei den Völkern, welche Abgötterei begiengen, daß sie dadurch die Gunst ihrer Götter erlangen könnten, wenn sie ihnen das aufopferten, was ihnen lieb und theuer war. Darum brachten sie ihnen ihre besten Früchte, die fettesten Stücke aus ihren Heerden, ja selbst ihre kleinen Kinder zum Opfer dar, und gedachten sich durch das Verbrennen derselben vorzüglich beliebt bei ihren Göttern zu machen.

Auch das jüdische Volk vergaß sich oft so sehr, daß es die Abgötterei und den Götzendienst der heidnischen Völker, die in seiner Nachbarschaft wohnten, nachahmte. Sie beteten Götzenbilder an, die auf Anhöhen aufgerichtet waren, und brachten ihnen allerlei Rauchwerk und Thiere zum Opfer. Ja sie opferten sogar ihre kleinen Kinder einem scheuslichen Götzenbild von Erz in Gestalt eines Ochsen, der zwei

menschliche Arme hatte; dieses Bild wurde glühend gemacht, und dann die armen Schlachtopfer ihm auf die Arme gelegt, wo sie elendiglich verbrannten.

Tyrannei.

Ohne Geseze kann kein Reich bestehen. Sobald eine Gesellschaft von Menschen unter sich einig worden ist, in einem Staate beisammen zu wohnen, so müssen allgemeingültige Geseze entworfen werden, welche jeder Staatseinwohner zu halten verbunden ist. Sonst würde nur Jeder für sich sorgen, vermöge der angebohrenen Neigung des Menschen, besonders nur auf die Beförderung seiner eigenen Glükseligkeit bedacht zu seyn, und um anderer Menschen Wohlergehen unbesorgt zu seyn. Wie könnte aber auf diese Art Einigkeit in einer solchen Gesellschaft bleiben, wenn Jeder nur für sich sorgte? Wie oft würden dann zwei oder mehrere nach einem Gut streben, und darüber in den größten Streit mit einander verwikelt werden! Um solche Streitigkeiten zu verhindern, oder wenn sie entstanden sind, sie wieder beizulegen, deswegen müssen Geseze in jedem Lande vorhanden seyn. Weil aber solche Geseze ihr Ansehen nicht von selbst behaupten, und den Uebertreter derselben nicht bestrafen können; so müssen

Stell-

Stellvertreter und Verwalter der Geseze vorhanden seyn, welche darauf zu sehen befugt und bevollmächtigt werden von dem Volk, daß die Geseze gehalten, und die Uebertreter derselben bestraft werden. Es ist aber sehr schlimm, daß solche Verwalter, immer unvollkommene Menschen seyn müssen, welche eben so wohl, als andere Leute, von Natur geneigt sind, vornehmlich nur ihr eigenes Wohl zu befördern, und weniger auf die allgemeine Wohlfahrt zu sehen. Diese unvollkommenen Stellvertreter und Verwalter der Geseze misbrauchen nun manchmal ihre Gewalt, die ihnen von dem Volke gegeben worden ist, sind zuweilen partheiisch, oder fordern mehr Abgaben und Dienstleistungen von den Landeseinwohnern, als zur Erhaltung des Staats und zur Aufrechthaltung der Geseze nöthig sind. Diese überflüssigen Einkünfte verwenden sie zu ihrem eigenen Vergnügen, unbekümmert darum, ob sie den Unterthanen zu bezahlen sauer geworden sind, oder nicht. Kurz, sie gehen manchmal zu weit und misbrauchen ihre Gewalt, und dann heissen sie mit Recht Tyrannen. Solche Tyrannen machen Land und Leute unglüklich, aber auch sich selbst bringen sie in die gröſste Gefahr; denn sobald sie ihre Bedrükungen zu häufig und gewaltsam ausüben, daß es die Unterthanen nicht

länger auszuhalten vermögen; so bricht Empörung gegen solche gesezlose Stellvertreter der Geseze aus, und es ist kein seltenes Beispiel, daß sie von ihrem erhabenen Posten gestossen, und ihrer Würde beraubt werden.

So gieng es dem tyrannischen König Rehabeam, dem Sohne des Königs Salomo. Das war ein unerfahrener, troziger junger Mensch, als sein Vater Salomo starb, und er zur Regierung kam. Das Volk kam mit der gerechten Bitte zu ihm, daß er ihnen doch das harte Joch erleichtern mögte, das ihnen sein Vater Salomo auferlegt hatte, und gelinder regierte, als er. Salomo, der sich bei dem Antritt seiner Regierung so gerecht und weise bezeigt hatte, legte sich in der Folge auf eine üble Seite: er ward unzüchtig, abgöttisch und tyrannisch. Von dieser Bedrükung wünschte das Volk unter Rehabeams Regierung befreit zu werden. Rehabeam gab ihnen den Bescheid, daß er ihnen über drei Tage bestimmte Antwort hierüber ertheilen wolle. Darauf fragte er die ältesten Räthe um Rath, welche bei Salomo schon in Diensten gestanden hatten, und diese meinten, er würde am besten thun, wenn er sich liebreich und freundlich gegen das Volk bezeigte; dann würden sie ihm gern dienen und unterthänig seyn. Hernach fragte er auch seine jün-

gern

gern Räthe um Rath, die mit ihm aufgewachsen waren, und noch keine Erfahrung hatten. Diese riethen ihm das Gegentheil, und sagten, er müsse sich hart gegen das Volk anstellen, so würden sie sich geben. Diesen lezteren unbesonnenen Rath befolgte auch der König. Er antwortete dem Volke: mein Vater hat euch mit Peitschen gezüchtigt, ich aber mit Skorpionen. Hat mein Vater euer Joch zu schwer gemacht, so will ichs mehr dazu machen. — Das war nun freilich ein schlechter Trost für das arme, bedrükte Volk; er that aber auch die Würkung, daß sogleich zehen Stämme der Israeliten von Rehabeam abfielen, und sich einen andern König Namens Jerobeam wählten; Rehabeam behielt nur noch zwei Stämme übrig; denn in zwölf Stämme war das ganze israelitische Volk getheilt. Rehabeam machte noch einen Versuch, durch einen Abgesandten das Volk zum Gehorsam zu bringen; aber dieser wurde von den aufgebrachten Israeliten gesteinigt. Jezt erst ward dem unbesonnenen Jüngling Rehabeam bange, er stieg unverzüglich in seinen Wagen, und entfloh nach Jerusalem.

Mei-

Meistens hat es der Rechtschaffene besser, als der Sünder.

Man kann sagen, daß es eigentlich gar keine äussere Glükseligkeit giebt, wenn den Menschen die Empfänglichkeit der Glükseligkeit fehlet, und wenn sie nicht fähig sind, diese äussere Glükseligkeit zu geniesen. Wenn Niemand vorhanden wäre, der z. B. das Geld, ein groses Bestandstük der äusseren Glükseligkeit, gebrauchte; so wäre es nicht besser, als jeder Stein; wenn Niemand vorhanden wäre, der köstliche Speisen und Getränke, die die Erde hervorbringt, genösse, so wären diese auch von keinem Werth, und so würde jede Art von äusseren Gütern an sich nichts werth seyn, wenn keine Empfänglichkeit zum Genusse derselben in der menschlichen Seele läge. Daraus folgt, daß, um glüklich zu werden, wir vorzüglich darauf bedacht seyn müssen, unsere Glükseligkeitsempfänglichkeit zu vervollkommnen, sonst können wir bei allen äussern Gütern doch nicht glüklich werden. — Wie wird aber diese Empfänglichkeit vervollkommnet, um bleibender, und nicht vorübergehender Glükseligkeit theilhaftig zu werden? Die Natur hat uns zwar schon mit einer natürlichen Anlage zum Genusse mancher Vergnügungen versehen; wenn aber diese Vergnügungen allzu häufig ge-

nossen werden, so bestehet keine Glükseligkeit mehr darin, die Empfindungswerkzeuge und überhaupt der ganze Körper wird durch oftmaligen, starken Genuß einer jeden Art von äusserer Glükseligkeit abgestumpft, so daß er des Vergnügens unempfänglich wird. Ein weiser und mässiger Genuß der Vergnügungen, worin Jeder seine Glükseligkeit sezet, ist also das nothwendigste Erforderniß, bleibender äusserer Glükseligkeit theilhaftig zu werden. Bei wem aber kein reines, unschuldiges Herz und keine daraus erfolgende Heiterkeit und Zufriedenheit des Gemüths, kein gutes Gewissen zum Grunde liegt, der wird auch nicht fähig seyn zu dauerhafter Glükseligkeit. Da mögen sich von aussen noch so viele Freuden ihm darbieten, er wird dadurch nicht innerlich vergnügt werden, so lang er mit sich selbst und mit seinem bisherigen Betragen misvergnügt zu seyn Ursache hat. Vielleicht kann er auf einige Zeit sein Gewissen durch rauschende Freuden übertäuben, aber gewiß nicht immer, gewiß nicht in einer schweren Krankheit, oder in den lezten Tagen seines Lebens, oder wann ihm das Glük den Rüken gekehrt hat. Dann wird sein böses Gewissen sich regen. Diejenige Selbstgenügsamkeit und Heiterkeit des Gemüths, welche den Rechtschaffenen überall begleitet, und ihn zu dem

Genusse eines geringen äussern Glüks doppelt empfänglich macht, kennt der Sünder gar nicht, und es ist also offenbar, daß bei äusseren Glüksumständen der Rechtschaffene dennoch glüklicher ist, als der Uebelthäter. — Wenn aber auch die äusseren Glüksumstände verschieden sind; wenn der Rechtschaffene sein Geld nur mit Hunderten zählt, indem es der Lasterhafte mit Tausenden zählt, wenn er weniger geehrt ist, wenigere Ergözlichkeiten geniest, als dieser; so ist er dennoch glüklicher, als der leztere; weil er erstlich ein gutes Gewissen dabei hat, und für das andere keine grosen Reichthümer bedarf; denn er ist kein Verschwender. Er bedarf keiner grosen Ehrenbezeugungen, denn er ist nicht ehrgeizig, er bedarf keiner rauschenden Ergözlichkeiten, denn er genieset nur selten Vergnügungen, um seine Fähigkeit zum Genusse nicht abzustumpfen. Also hat er mit einem kleinen Maase von äusserer Glükseligkeit genug, während daß der Lasterhafte mit einem grosen Glüke sich nicht begnüget, immer nach grösserem Glüke strebt, und vergeblich seine Zufriedenheit ausser sich sucht; aber nicht weiß, daß die wahre Ursache seiner Unzufriedenheit in seinem eigenen Herzen liegt.

Wenn aber beide, der Rechtschaffene und der Lasterhafte unglüklich werden, dann zeigt

sich

sich der Nuzen der Rechtschaffenheit noch deutlicher. In sich selbst keinen Trost findend, von aussen durch das Schiksal verfolgt, steht dann der Sünder ganz verlassen und am Rande der Verzweifelung; aber dem Tugendhaften bleibt doch noch sein inneres Gut, wenn alles Aeussere verlohren geht; nemlich das Bewußtseyn, sein hartes Schiksal nicht durch Uebelverhalten verdient zu haben, das gute Gewissen.

Josaphat war ein rechtschaffener und gottesfürchtiger König im jüdischen Lande, dem es auch während seiner Regierung ganz wohl gieng und dessen Unternehmungen fast alle zu Glük schlugen. Er machte allerlei gute Anordnungen in seinem Lande; unter andern machte er dadurch eine gute Verbesserung, daß er in allen Städten seines Landes Richter sezte, woran es vorher noch gefehlt hatte. Zu diesen sprach er: sehet zu, was ihr thut; denn ihr haltet das Gericht nicht den Menschen, sondern dem Herrn, und er ist mit euch im Gericht. Darum lasset die Furcht des Herrn bei euch seyn, und hütet euch; denn bei dem Herrn, unsern Gott, ist kein Unrecht, noch Ansehen der Person, noch Annehmen des Geschenks. — Nach einiger Zeit wurde er von etlichen benachbarten Völkerschaften, den Ammonitern und Moabitern, angegriffen. Er rüstete sich zur Gegenwehr;

wehr; aber er betete vorher öffentlich vor allem Volk zu Gott um Beistand gegen diese ungerechten und gewaltsamen Angriffe seiner Feinde. Hierauf rükte er ihnen mit seiner Mannschaft muthig entgegen, und schlug sie dermassen, daß hernach seine ganze folgende Regierung für diesen feindlichen Angriffen gesichert war.

Pflicht, den Nächsten zu bessern.

Noch wichtiger, als die Pflicht, den Nächsten zu beglüken, ist die Pflicht, ihn zu bessern. Durch die erstere befördern wir sein zeitliches Wohl, aber durch die leztere seine ewige Seligkeit. Dazu ist aber nicht ein Mensch so stark verbunden, wie der andere. Besonders ist dieses die Schuldigkeit der Religionslehrer und Regenten, auf die Besserung der Untergebenen zu sehen. Andere Leute sind zwar in manchen Fällen auch dazu verbunden; wann sich nemlich schikliche Gelegenheit dazu findet, einen Lasterhaften zu warnen, oder ein Wort der Vermahnung zur Tugend anzubringen. Wenn aber dieses zu oft geschieht, oder zu ungelegener Zeit, oder mit einem herrischen, gebieterischen Ton und im Zorn; so thut es die entgegengesezte Wirkung; es bewürkt Verbitterung, und der, welchem ein solcher gebieterischer Vorhalt geschehen ist von Jemand, dem solches eigent-

gentlich nicht zukommt, wird sich nun gewiß nicht bessern; damit es nicht scheine, als habe er sich durch eine solche unbefugte Zurechtweisung schreken lassen. Durch das Beyspiel mögen solche bessern, denen es nicht zukommt, mit Worten zu strafen; das wird mehr Würkung thun. Den Splitter aus seines Bruders Auge zu ziehen, das ist ein so leichtes und vielen so angenehmes Geschäft; aber den eigenen Balken lassen sie in ihrem Auge. — Hingegen Lehrer und Vorgesezte müssen nicht nur durch ein vorzügliches Beyspiel eines musterhaften Lebens, sondern auch durch Worte zu bessern suchen: es ist ihr Amt und Beruf; darum wird man es ihnen auch nicht so leicht übel nehmen, wenn es nur mit sanftmüthigem Geiste geschieht, ohne Bitterkeit und Beleidigung. Sobald aber die Absicht, beleidigen zu wollen, aus den Worten hervorleuchtet; so zeigt sich dieser Lehrer selbst als einen unvollkommenen, fehlerhaften Menschen, der es sich erlaubt, sich durch Beleidigungen gegen seinen Nächsten zu versündigen, und nun doch Richter über die Vergehungen eben desselben Nächsten seyn will, und ihm solche zu verweisen sich herausnimmt. Hier drängt sich sogleich der Gedanke auf: du bist mir völlig gleich, ein unvollkommener Mensch, wie ich; da hingegen ein sanft-

mühthi-

müthiger, und auch mit einem eigenen rechtschaffenen Lebenswandel vorleuchtender Lehrer gewissermassen im Namen Gottes redend gedacht wird, und Jedem ehrwürdig seyn muß; folglich auch mehr durch seine Vermahnungen ausrichten kann. Es ist besonders löblich, wenn auch die Regenten, denen es vorzüglich obliegt, ihre Unterthanen zu schüzen und zu beglüken, sich es angelegen seyn lassen, sie zu tugendhaften Menschen zu bilden, und entweder durch gute Anstalten in ihrem Lande und durch Bestellung rechtschaffener Lehrer mittelbar auf diesen Zwek hinarbeiten, oder selbst unmittelbarer Weise durch ihre Vermahnungen zu bessern suchen.

So verhielt sich der jüdische König Hiskia. Das jüdische Volk war vor seiner Regierung in allerlei heidnische Greuel und Abgötterei versunken; diesem Unwesen suchte der König abzuhelfen, und das Volk durch seine Vermahnungen zu bekehren. — Er lies vor allen Dingen die Priester zusammenkommen, hielt eine Anrede an sie und hies sie, den Tempel von allerlei Unreinigkeiten reinigen, die bisher aus Nachlässigkeit darin geduldet worden waren. Darauf lies er das Volk mit vielen Opferthieren zusammenkommen. Die Priester mußten opfern, und dieses Opfer wurde mit Gebet

und Musik begleitet. Durch diese äusserlichen Gebräuche und Feierlichkeiten sollte das rohe jüdische Volk nur einigermassen im Gemüthe erschüttert, und nach und nach zur wahren Besserung und zur Empfänglichkeit guter Lehren vorbereitet werden. Man sieht hieraus, daß es diesem rechtschaffenen König Histia ein wahres Anliegen war, unter seinem Volke Religiosität und Tugend, die damals ziemlich verloschen war, wieder herzustellen.

Tapferkeit in Vertheidigung des Vaterlandes.

Der Posten eines Regenten ist auch besonders aus der Ursache sehr schwer, weil eine so grosse Verantwortung bei der Entstehung eines unrechtmässigen Kriegs ist und weil es zuweilen eine sehr schwierige Sache ist, zu entscheiden: ob ein Krieg gerecht sey, oder nicht. Die wenigsten Kriege sind von einer oder von der andern Seite ganz gerecht; es wird meistens von beiden Seiten gefehlt, und hernach hat der Regent wegen sovieler Menschen, die ihr Leben in einem solchen ungerechten Kriege aufopfern müssen, eine schwere Verantwortung auf sich. Aber der Krieger, der auf Befehl seines Fürsten, einen ungerechten Krieg führen hilft, er sey gemeiner Soldat oder Befehlshaber,

der, ist dafür gar nicht verantwortlich, und wenn er sich tapfer hält, so übt er eine Tugend aus selbst in einem ungerechten Kriege. — Wenn aber diese seine Tugend nicht nur äusserlich dafür gelten, sondern auch inneren Gehalt haben soll; so ist noch erforderlich, daß sie nicht in Grausamkeit ausarte, nicht aus bloser Ruhmbegierde entspringe, und auch keine viehische Tollkühnheit und unüberlegte Wuth und Zorn zum Grund habe, auch nicht aus Rachgierde oder Raubgierde gegen die Feinde entstanden sey. Tapferkeit artet nur allzu leicht in Grausamkeit aus. Der Krieger wird gewöhnlich durch die vielen Blut-Scenen, die sich seinem Auge darbieten, gegen alles Gefühl des Mitleids abgehärtet, so daß ihn die Noth des Verwundeten und das Wehklagen der Unglüklichen nicht mehr rührt. Kommt nun noch Mangel, Hunger, Gefahr hinzu; so erlaubt er sich in dem Lande des Feindes gar leicht Plünderung und Gewaltthätigkeiten, selbst gegen wehrlose. Dann ist dieses aber keine rühmliche Tapferkeit, sondern unmenschliche Grausamkeit. Ruhmbegierde oder Ehrgeiz thut zwar im Kriege herrliche Dienste, um den Kriegern Muth zu machen, und sie zu ihrer Schuldigkeit anzuspornen; diese Leidenschaft, der Ehrgeiz, ist auch von edlerer Art, als z. B. der Eigennuz und

die

die Habsucht, welche auch oft bei der Tapferkeit zum Grunde liegt. Weil auch der unvollkommene Mensch nie ganz aus Pflicht handeln kann, am wenigsten bei der Vollbringung solcher schweren Tugenden, wie die Tapferkeit ist; so ist es ganz rathsam, den Ehrgeiz bei den Soldaten zu unterhalten, weil er doch seine gute Würkung thut in Ansehung der Aeusserungen der Tapferkeit, und Manchen anspornt zur Selbstverleugnung und Verachtung der Gefahren. Aber ganz rein ist eine solche Tugend der Tapferkeit nicht, die mit aus Ehrgeiz entspringt. Oft liegen bei der Tapferkeit keine vernünftigen Grundsäze und Ueberlegung zum Grund, sondern sie ist die Würkung einer viehischen Tollkühnheit und Wuth; so wie auch ein reissendes Thier tapfer ist, sobald es in die Wuth gesezt wird; aber wer wollte dieses eine Tugend nennen? eben so wenig ist es eine Tugend bei tollkühnen Menschen. Rachgierde spornt auch zuweilen zur Tapferkeit an: wenn die Feinde uns selbst, oder unsere Freunde und Verwandte, oder überhaupt unser Vaterland stark beleidigt haben, so gerathen wir in Versuchung, uns dafür zu rächen, und mancher Soldat thut dieses auch bei Gelegenheit; welches ihm dann fälschlich für Tapferkeit ausgelegt wird. Raubgierde ist nicht selten der Grund

der

der Tapferkeit. Die Hofnung, in Feindesland sich zu bereichern, sich mit kostbaren Speisen und Getränken zu laben und seinen Lüsten zu fröhnen, treibt die grose Menge niederträchtiger Krieger zur Tapferkeit an; aber welch eine unedle Tapferkeit ist diese! — Aus Grundsäzen muß sie entspringen, aus dem Gedanken: daß wir schuldig sind, unser Vaterland zu vertheidigen, und den Befehlen unserer Obrigkeit zu gehorchen, die den Krieg angefangen hat und uns als Mittelspersonen in demselben gebraucht; gleichviel für uns, ob der Krieg gerecht oder ungerecht sey: das hat der Landesherr zu verantworten, wenn er ungerecht ist.

Der jüdische König Josia scheint von einer solchen edlen Tapferkeit beseelt gewesen zu seyn, als er einem egyptischen Könige Necho entgegen rükte, welcher Necho mit einem Kriegsheere in das jüdische Land feindlich eingefallen war. Es waren schon mehrere Stürme auf das jüdische Reich von Egypten aus geschehen, und es stand zu befürchten, daß endlich das erstere dem leztern unterliegen müßte. Ob nun gleich ein glüklicher Ausgang der Schlacht sehr zweifelhaft war, so wagte doch Josia seine eigene Person in einer Schlacht, und bot, wiewohl vergebens, seine lezten Kräfte auf, sein Reich von der Oberherrschaft eines fremden Volks zu retten.

retten. Die Bogenschüzen des Königs Necho trafen den jüdischen König, und als er sich stark verwundet fühlte, so lies er sich aus der Schlacht bringen, und nach seiner Hauptstadt Jerusalem führen, wo er bald darauf an seinen Wunden starb.

Pflicht der Standhaftigkeit und Gedult bei der Ausführung eines schweren Unternehmens.

Standhaftigkeit bestehet in einem Ausdauern und fortgesezter Anstrengung bei grosen Hindernissen, zur Ausführung eines gewissen Vorhabens; Gedult hingegen bestehet in gelassener Ertragung vieler meistens geringer und unbedeutender Widerwärtigkeiten. Die erstere ist mehr eine Tugend der Männer, und die leztere mehr eine Tugend der Weiber. Grose und wichtige Geschäfte auszuführen, wobei viele Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt werden müssen, das ist vornehmlich ein Geschäft der Männer, besonders, weil viele Geistes- und Körperkraft dazu erforderlich ist; welche bei den meisten Weibern schwächer ist, als bei dem gröſten Theile der Männer. Z. B. Kriege zu führen, grose Gebäude aufzuführen, Wüsteneyen urbar zu machen, Wälder zu fällen, und was der-

gleichen schwere Geschäfte mehr sind, dazu würde sich das weibliche Geschlecht sehr übel schiken; darum werden sie von den Männern verrichtet. Aber die Gedult, besonders bei Ertragung vieler kleiner Mühseligkeiten scheint dem weiblichen Geschlechte mehr eigen zu seyn, als dem männlichen. Die leztern werden z. B. bei häufigen häuslichen Unannehmlichkeiten sogleich muthlos und niedergeschlagen; sie entrüsten sich bei mancher Kleinigkeit, weil sie bei solchen unbedeutenden Verdrießlichkeiten nicht genug auf der Hut gegen ihre eigene üble Laune sind, sich dabei nicht genug zusammen nehmen, und es nicht der Mühe werth achten, bei solchen Kleinigkeiten ihren Muth zur Ertragung derselben aufzubieten. — Hier erscheint aber das Weib in einem viel vortheilhafteren Lichte. Es hat es hier gleichsam mit Gegnern zu thun, denen es gewachsen ist: kleine Schwierigkeiten sind hier wegzuschaffen; aber wo grose Hindernisse zu überwinden, schwere Geist und Körper stark angreifende Geschäfte zu verrichten sind, da fühlt es sich zu schwach. — Wie viele Gedult beweiset das Weib, wenn es z. B. ein kleines Kind wartet und pfleget! Wie viele unangenehme Geschäfte verrichtet es bei der Erziehung seiner Kinder mit der größten Gelassenheit! — Aber beide Tugenden, sowohl Standhaftigkeit

als Gedult, sind für jeden Menschen nöthig; man strebe doch wenigstens nach derjenigen, welche man sich gleichwohl nicht ganz zu eigen machen kann; denn kleine und grose Schwierigkeiten sind in dieser Welt in Menge zu überwinden; diese Welt ist nicht völlig nach der Bequemlichkeit der Menschen eingerichtet; sondern es ist die Einrichtung von dem Schöpfer vorsäzlich so gemacht worden, daß der Mensch in diesem Leben allerlei Hindernisse finden soll, die er aus dem Wege schaffen muß, und wobei er alle seine Kräfte aufzubieten, anzustrengen, zu üben und zu stärken genöthigt ist. Wir werden vollkommener durch die Unvollkommenheiten dieser Welt. Ein Strom, der Widerstand findet, gewinnt dadurch mehr Gewalt, das angeschwellte Wasser drükt mit immer stärkerer Kraft auf das entgegenstehende Hindernis, und endlich überwältigt es solches, drükt es aus dem Wege, und fließt nun ungehindert in seiner Bahn fort. So wird auch die Kraft des Menschen bei vorkommenden Schwierigkeiten und Mühseligkeiten stärker, er bemühet sich solche zu überwinden, und endlich gelingt es ihm, mit verdoppelter Kraft das entgegenstehende Uebel zu heben. Es ist aber doch immer eine willkührlich verdoppelte Kraft; wer nicht den ernsten Vorsaz fasset, sich bei irgend einer Widerwärtigkeit standhaft

 oder

oder geduldig zu beweisen, der wird sich hernach in dem unbehaglichen Zustande der Erschlaffung und Muthlosigkeit fühlen, seine Kräfte werden dadurch abgestumpft, anstatt, daß sie sich daran üben sollten; ohngefähr eben so, wie ein Schwert stumpf wird, womit man einen Ast abhauen wollte, aber wobei der Streich zu schwach geführt wurde, so daß der Ast nicht durchgehauen wurde; wenn dieses Schwert aber mit gehöriger Kraft geführt wird, so daß der Ast völlig durchgehauen wird, dann behält jenes seine Schärfe. — Das Gefühl eigener Kraft ist ein besonders angenehmes Gefühl; das Bewußtseyn, über ein Hinderniß gesiegt zu haben, ein schweres Werk vollendet, eine schmerzhafte Krankheit geduldig überstanden, sich durch eine Kette von Unannehmlichkeiten glüklich hindurch gewunden, eine böse Neigung standhaft überwunden, den Zorn, die Wollust, die Begierde zu unmässigem Genuß der Nahruugsmittel oder eine unerlaubte Begierde besiegt zu haben, hat so etwas vorzüglich Tröstliches und Erfreuendes, daß derjenige gewiß zu bedauern ist, der das Vergnügen dieses Gefühls sich noch nicht durch eigene Kraftanwendung verschaft, und es noch nicht kennen gelernt hat. Es gehört zu den reinen Vergnügen des Rechtschaffenen, die der sklavischen, schlaffen, wüsten Seele des

Misse-

Missethäters unbewußt und unbekannt sind, wie dem Blindgebohrnen die Farben. — Eins der gewöhnlichsten Hindernisse der Standhaftigkeit und Gedult ist der Mangel des Zutrauens zu sich selbst. Ob dieser Mangel gleich eine Art von Bescheidenheit, und insofern löblich ist; so hat er doch das Nachtheilige, daß dadurch manches grose Werk, das wirklich ausführbar ist, ungeschehen, manche Schwierigkeit, die hinweggeschaft werden könnte, im Wege liegen bleibt; und insofern ist dieses übertriebene Mißtrauen gegen sich selbst sehr zu tadeln. Lerne dich selbst kennen, erforsche deine eigentliche Stärke; so wirst du auch leicht ermessen können, zu welchen Unternehmungen du tauglich bist, und was dir zu schwer zu tragen oder auszuführen ist. Auf diese Art wirst du auch nicht in den Fall kommen, daß du dich an irgend ein Werk begäbest, das dir zu schwer ist, und wovon du hernach wieder mit Schande abstehen müßtest: du wirst dir nicht mehr zutrauen, als du auszuführen und zu ertragen vermagst.

Ein solches schweres Unternehmen, wobei viele Hindernisse zu überwinden waren, war der Bau der Stadtmauern von Jerusalem, nachdem das jüdische Volk wieder aus der Gefangenschaft seiner Feinde, worin es lange geschmachtet hatte, losgelassen worden war. Bei

ihrer

ihrer Wegführung in die Gefangenschaft war Jerusalem, nebst dem schönen Tempel, den Salomo gebaut hatte, zerstört worden; nun wollten sie das alles wieder herstellen. — Als die benachbarten heidnischen Völker das hörten, erwachte in ihnen der Neid, und sie kamen schaarenweise bewaffnet, um die Juden an ihrem Bau zu hindern; diese aber liessen sich nicht abschreken, sondern bewafneten sich ebenfalls, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Ein Theil derselben stand vor der Stadt, bewafnet mit Schwertern und Spiesen, während daß die übrigen baueten. Bei Tag wurde gearbeitet, und bei Nacht, statt auszuruhen von des Tages Last und Hize, wurde gegen die Feinde gewacht. Endlich bewaffneten sich alle Arbeiter und Bauleute; mit einer Hand sezten sie standhaft das angefangene Werk fort, und in der andern hielten sie die Waffen. — Als die Feinde diese tapfere Gegenwehr des, sonst furchtsamen jüdischen Volkes wahrnahmen, so zerstreueten sie sich und zogen wieder nach Haus. Auf diese Art wurde nach und nach eine neue Stadt Jerusalem mit schönen Mauern und einem prächtigen Tempel zu Stande gebracht und alle Schwierigkeiten wurden überwunden.

Busse.

Busse.

Busse thun heist soviel als: seine Gesinnungen verbessern, alles begangene Böse bereuen, den Vorsaz der Besserung nicht nur ernstlich fassen, sondern auch ausüben. — Das Wort Busse kommt her von büssen oder Strafe leiden; man kann daraus erkennen, daß wir uns für strafwürdig halten um unserer Sünden willen; nur ist das ein Irrthum, den viele dabei haben, daß sie durch freiwillig übernommene Leiden und von sich selbst auferlegte Strafen von ihren Sünden und Strafen derselben rein, und Gott wieder wohlgefällig zu werden glauben, wenn auch gleich ihr Herz nicht gebessert und gereinigt würde. Solche, willkührlich übernommenen Strafen können geschehene Sünden nicht gut machen: denn ihr Zwek: Besserung, der bei jeder Strafe vernünftiger Weise seyn sollte, wird in diesem Falle selten dadurch erreicht. Die Hauptsache bei der Busse ist die Besserung des Willens, der Vorsaz das Böse zu meiden und Gutes zu thun, aber nicht nur der Vorsaz, sondern auch die Ausübung. Diese Unterlassung des Bösen und Vollbringung des Guten soll, wo nicht allein, doch vornehmlich aus dem Gedanken entspringen: daß etwas pflichtmässig oder pflichtwidrig sey. Ganz werden wir

nicht

nicht alle übrigen Beweggründe bei unserm Verhalten verbannen können; solche, welche nichts Unrechtes enthalten, als z. B. die Ehrliebe, dürfen allerdings bei unsern Handlungen mitwürken, aber nur keine unedlen. — Die Busse ist eigentlich für jeden Menschen nöthig: jeder Mensch soll sich bessern, seine Fehler immer mehr ablegen und tugendhafter werden. Sie zu allen Zeiten und in allen Lebensaltern nöthig, die unmündige Kindheit ausgenommen, in welcher der Mensch weder gut noch böse seyn kann, weil er alsdann noch weiter nichts, als die Anlagen zur Vernunft, aber noch keine wirkliche Vernunft hat. Vorzüglich ist sie aber für die nöthig, die sich durch irgend ein schweres Verbrechen gröblich versündigt haben: um des Anstosses willen, den sie dadurch andern Leuten gegeben haben, ist es auch löblich, wenn sie äussere Zeichen der Reue und der Demuth an sich wahrnehmen lassen; woraus Jeder wenigstens mit Wahrscheinlichkeit, wo nicht mit Gewißheit vermuthen kann, daß sie ihr Vergehen von Herzen bereuen, und die Grösse desselben einsehen.

So gab auch das jüdische Volk äussere Zeichen der Busse von sich, als es mit der Erbauung der Stadt Jerusalem fertig war, und an seine schwere Sünden gedachte, die es in vorigen

gen Zeiten begangen hatte; um deren willen es glaubte, daß die Gefangenschaft und andere schweren Plagen es betroffen hätten. Sie hielten einen allgemeinen Fasttag, und kamen zusammen in groben, unansehnlichen Kleidern, die wie Säke um sie herum hiengen, und auf das Haupt streuete sich Jeder Erde: ein Zeichen, daß sie sich für sterbliche Menschen erkannten, die wieder zu Erde werden müssen, woraus sie gemacht sind worden von Gott, für welche die Busse unverzüglich anzufangen nöthig ist, da sie täglich in Todesgefahr sind. In dieser demüthigen Gestalt hörten sie ihre Priester an, welche aus ihrem Gesezbuche vorlasen, und ein feierliches Lob- und Dankgebet hersagten.

Hochmuth.

Hochmuth ist eine allzu grose Meinung von seinem eigenen Werth und Verdienst, verbunden mit Verachtung oder Geringschäzung gegen andere. Der Hochmüthige muthet seinem Nebenmenschen zu, er solle sich selbst, in Vergleichung mit ihm, verachten. Das ist aber eine sehr unverschämte und grobe Zumuthung. Ueberhaupt ist Grobheit, Zorn und ein troziges, unvernünftiges Reden und Betragen meistens mit dem Hochmuth verbunden, weswegen man

auch

auch mit einem Hochmüthigen so ungern zu thun haben will; er stößt gewissermassen Jeden von sich, da hingegen der Bescheidene Jeden an sich zieht. Unvernunft ist oft die Quelle des Hochmuths; welches auch daraus schon einleuchtend wird, daß so viele Wahnsinnigen und Rasenden einen unbegränzten Hochmuth haben, und sich grose und mächtige Herren zu seyn dünken. Ja der Hochmuth selbst ist eine Art von Unvernunft; es ist unvernünftig, etwas nicht nach seinem wahren Werthe schäzen zu können; den richtigen Werth der Dinge bestimmen zu können, das ist ein sicheres Zeichen einer richtigen, gesunden Vernunft. Da nun der Hochmüthige seinen eigenen Werth nicht genau bestimmen kann, und sich für besser hält, als er ist; hingegen andere Menschen zu gering schäzt, und auch ihren Werth nicht richtig zu treffen weiß; so zeigt er sich schon eben dadurch als unvernünftig. So wie Wahnsinn zuweilen die Quelle des Hochmuths ist, eben so kann auch oft umgekehrt aus dem Hochmuth endlich Wahnsinn entstehen, besonders wenn der Hochmuth von Spöttern empfindlich gekränkt wird. Das lehrt die Erfahrung, daß sehr hochmüthige Menschen manchmal zulezt rasend oder wahnsinnig werden. Es ist auch ganz natürlich und begreiflich, daß der Zorn ein gewöhnlicher

Beglei-

Begleiter des Hochmuths seyn muß. Der Hochmüthige stößt so oft im Umgang mit den Menschen an, er fühlt sich so oft gekränkt, seine Eigenliebe wird so oft beleidigt von Leuten, welche keine Rüksicht auf den eingebildeten Werth nehmen können oder wollen, den er seinem lieben Ich beilegt; daß es nicht zu verwundern ist, wenn sich seine Gemüthsart endlich zu dem Jähzorn neigt, durch diese oftmaligen vermeintlichen Beleidigungen angereizt. — Dem Hochmuth steht entgegen Niederträchtigkeit, Verachtung gegen sich selbst, ungebührliche Erniedrigung seiner Menschenwürde vor andern Menschen. Diese kann entstehen aus sklavischer Behandlung: wenn ein Mensch lange Zeit in dem Joche der Sklaverei gehalten und schimpflich behandelt wird; so geräth er endlich in eine gewisse Gefühllosigkeit, daß er sich nicht mehr als Mensch fühlt, und sich nun freiwillig unter das eherne Joch der Sklaverei beugt. Sie kann aber auch entstehen aus dem Bewußtseyn eigener Nichtswürdigkeit und Lasterhaftigkeit: wer sich vieler Uebelthaten bewußt ist, wer selbst weiß, daß seine Gemüthsart und sein Herz nichts taugt, der muß sich nothwendig selbst verachten, niederträchtig werden und vergessen, daß er Mensch ist. Das Mittel zwischen Niederträch-

tigkeit

tigkeit und Hochmuth ist die richtige und würdige Schäzung seiner selbst und anderer Leute; welche einerlei ist mit der vernünftigen Demuth. Sowohl das eine als das andere ist mit vielen und grosen Schwierigkeiten verbunden: den Werth anderer Leute zu bestimmen, ist äusserst schwer, weil wir Niemand ins Herz sehen können, und also nicht wissen, wie viel Würde und wie viel Achtungswürdigkeit sich unser Nächster durch Rechtschaffenheit in Gesinnungen und Thaten erworben habe. Unsern eigenen Werth zu bestimmen, dazu ist eine genaue Selbstkenntniß erforderlich, eine genaue Erforschung der geheimsten Triebfedern seines eigenen Herzens, welche bei allen unsern Handlungen mitwürken, eine richtige Beurtheilung seiner eigenen Fehler und Lieblingsneigungen zu irgend einer Sünde. Wie schwer ist eine solche Selbstkenntniß! Wer nun dieses Mittel zwischen Niederträchtigkeit und Hochmuth zu treffen, und sowohl seinen, als anderer Leute Werth richtig zu beurtheilen weiß, und auch sein Betragen nach dieser Einsicht einrichtet, Jedem mit der, ihm gebührenden Achtung begegnet, sich aber auch selbst seine rechte, ihm gebührende Stelle in der langen Reihe der vernünftigen Erdenbewohner von dem tugendhaftesten und achtungswürdigsten bis zum

laster-

lasterhaftesten und verächtlichsten Menschen zu geben weiß; der zeigt sich eben dadurch, als einen rechtschaffenen, bescheidenen, weltklugen, liebenswürdigen Menschen, der zugleich mit einer ausnehmend scharfen Beurtheilungskraft und richtiger, gesunder Vernunft begabt ist. — Je mehr sich der Stolz durch beleidigende Reden und Handlungen gegen andere äussert, desto verwerflicher und häßlicher ist er; desto mehr wird ein solcher Hochmüthiger von andern gemieden, gehaßt und verachtet. Das Gegentheil von Ehrerbietung, (welche er doch von der Welt fordert,) nemlich Geringschäzung wird durch solche Aeusserungen des Stolzes bewürkt. Wenn aber der Hochmüthige, der sich selbst über die Gebühr schäzt, so klug ist, im Umgang mit andern bescheiden und höflich zu seyn; so wird er seinen Zwek, geehrt zu werden, viel leichter erreichen.

Einen sehr grosen Hochmuth ließ ein persischer König Ahasveros aus seinem Betragen gegen seine Gemahlin bliken, von welcher er sich für beleidigt hielt. — Dieser König hatte ein groses und mächtiges Reich und sehr grose Schäze. Nach der Sitte seines Landes pflegte er zu schwelgen und grosen Aufwand zu machen. Im dritten Jahre seiner Regierung stellte er ein groses Fest an, wozu alle, ihm untergebene

Für-

Fürsten eingeladen wurden. Nachdem diese Feierlichkeit schon sieben Tage gedauert hatte, während welcher Zeit die Gäste männlichen Geschlechts von den Weibern abgesondert geblieben waren, und die Königin selbst noch nicht vor dem König und seinen Gästen erschienen war; so fiel es dem König ein, seine Gemahlin, welche sehr schön war, zu sich rufen zu lassen, um sie den Fremden zu zeigen. Diese weigerte sich zu kommen, vermuthlich weil es ihr lästig war, sich gleichsam zur Schau darzustellen, und ihre Schönheit bewundern zu lassen. Ueber diesen, sehr verzeihlichen Ungehorsam ergrimmte der übermüthige König ausserordentlich: er fragte seine Räthe, was für eine Strafe seine Gemahlin wohl dadurch verdient habe? Einer derselben gab ihm den Rath, die Königin zu verstossen und sie nimmer vor sein Angesicht kommen zu lassen, auch solches Verfahren in seinem ganzen Reiche bekannt zu machen, und allen Weibern den Gehorsam gegen ihre Männer einzuschärfen. — Dieser Anschlag gefiel dem König augenbliklich, und um dieses kleinen Versehens willen verstieß dieser Hochmüthige seine Gemahlin.

Schadenfreude und Rachgierde.

Schadenfreude besteht darin, wenn man sich über seines Feindes Unglük ergözet; und Rachgierde besteht darin, wenn Jemand wegen vermeintlicher oder wirklicher Beleidigungen einem andern etwas Uebels zufügen will. Es sind schändliche Laster, welche sehr oft mit einander verbunden sind: das erstere erfolgt oft auf das leztere. Wenn Jemand seinem Nächsten einen Schaden zuzufügen begierig ist, und auch wirklich Gelegenheit dazu gefunden hat, für irgend eine Beleidigung sich zu rächen; so erfolgt darauf eine süsse Freude über des Nächsten Unglük, welche nur boshaften Herzen bekannt ist. Wehe dem, der sie kennt! Schadenfreude steht auch in genauer Verwandtschaft mit dem Neid oder dem Misgönnen eines Glüks. Wer sich über andrer Unglük freut, der betrübt sich auch über ihr Glük. Diese Laster sind Zeichen einer sehr verkehrten und verdorbenen Gemüthsart. Denn jeder Mensch wünschet sich selbst Glük und gute Tage, und betrübt sich über widerwärtige Schiksale. Jeder kann also leicht vermuthen, daß sein Nebenmensch, der mit ihm gleiche Natur hat, eben diese Gesinnung, in Ansehung des Glüks und Unglüks hat, und daß er sich be-

trübt,

trübt, wenn ihm Leiden wiederfahren. Nun sollte, vermöge der jedem gutartigen Menschen angebohrnen Theilnehmung an dem Schiksal anderer, Mitleiden und Betrübtniß in der Seele jedes Zuschauers entstehen: statt dieser finden sich Manche, welche sich herzlich über anderer Unglük freuen, und kein Bedenken tragen, durch diese unmenschliche Freude des Nächsten Leiden noch zu vermehren, das sie durch Theilnahme und Trost doch erleichtern könnten und sollten. Wie verkehrt und boshaft mus das Herz eines solchen Schadenfrohen seyn! Ein solcher hat in ähnlichen Fällen auch eine ähnliche Behandlung zu gewarten. Er weis auch noch nicht seine künftigen Schiksale; vielleicht werden sie hart und drükend seyn. Vergeblich wird er sich dann nach einem mitleidigen Menschen umsehen, schadenfrohe Gesichter wird er um sich her erbliken. Um sich für diesem Laster zu bewahren, stelle man sich allezeit vor, daß man selbst in die Lage kommen kann, wo man mitleidige Menschen zu finden wünscht; daß Schadenfreude Gott sehr misfällig seyn mus, ihm, der uns alle zur Glükseligkeit bestimmt und erschaffen hat, der nur zu dem Besten seiner Geschöpfe ihnen Leiden auferlegt, aber gewis nicht deswegen, um boshaften Seelen dadurch eine Freude zu machen; daß

Schaden-

Schadenfreude ein sicheres Zeichen einer grundbösen Gemüthsart ist, wofür wir also zurükbeben und erschreken sollen. Das damit verwandte Laster: Rachgierde, das sehr gewöhnlich in der Welt ist, ist in gewisser Rüksicht noch schlimmer; denn hier ist der Wunsch, dem Nächsten selbst Schaden zuzufügen für irgend eine vermeintliche oder wirkliche Beleidigung; da der Schadenfrohe doch vielleicht dem Nächsten das Unglük, worüber er sich ergözt, nicht selbst zugefügt hat. Aber in einer andern Rüksicht kann auch die Schadenfreude die Rachgierde an Schändlichkeit übertreffen. Die leztere ist doch jedesmal gereizt worden durch vorhergegangene misfällige Behandlung von Seiten des Feindes; aber Schadenfrohe freuen sich auch zuweilen über das Leiden derer, die ihnen nie etwas zu Leide thaten, blos aus Menschenhaß und Bosheit ihrer Herzen; und alsdann verleugnen sie dadurch die menschliche Natur, und gehen in teuflische Wesen über.

Einer solchen Rachgierde und Schadenfreude machten sich die Juden schuldig, welche in dem Reiche des Königs Ahasveros zerstreut lebten. — Nachdem die Königin Vasthi verstossen worden war, so wählte sich Ahasveros eine Jüdin zur Gemahlin; wodurch das ganze jüdische Volk, aber besonders ein Vetter der neuen Königin

Esther, welcher Mardachai hies, bei dem König zu hohen Gnaden gelangte. Haman, ein Minister des Königs, suchte zwar Mardachai zu stürzen und das ganze jüdische Volk zu unterdrüken; aber sein Anschlag nahm eine so üble Wendung für ihn, daß er selbst gehenkt wurde, und Mardachai die völlige Gunst des Königs erlangte. Nun suchte dieser seine und seines Volkes Rachgierde an ihren Feinden zu befriedigen. Nach erhaltener Erlaubniß vom Könige, schikte er in dem ganzen Reiche den Befehl an alle Juden, sich auf gewisse festgesezte Tage an ihren Feinden zu rächen und sie zu tödten. Diese liessen sich diese Erlaubniß nicht zweimal geben, sondern sie bedienten sich derselben alsbald, und richteten aus Rachgierde ein groses Blutbad an. Hamans zehen Söhne wurden ebenfalls getödtet, und, wie ihr Vater, aufgehenkt. Auf diese verübte Grausamkeit erfolgte die Freude über das, von ihnen angerichtete Unglük. Ein groses Fest wurde unter den Juden angestellt; sie brachten einige Tage in Freude und Wohlleben zu, und triumphirten über das Verderben und den Untergang ihrer Widersager. Es mögen wohl viele Unschuldige bei diesem allgemeinen Blutbad ums Leben gekommen seyn, welche keinen Antheil hatten an dem Anschlag, welchen Haman und seine Anhänger

hänger gegen die Juden gefaßt hatten; aber unter dem Schwerte des Rachgierigen und Schadenfrohen fällt oft der Unschuldige mit dem Schuldigen.

Der Fromme kann viele Widerwärtigkeiten mit Geduld ertragen.

Es ist eine herrliche Sache um ein gutes Gewissen, verbunden mit Religiosität, Frömmigkeit, Ergebung in Gottes Willen, Vertrauen auf Gott und täglicher Erhebung des Herzens von dem Irdischen zu dem Ewigen, von den Geschöpfen zu dem Schöpfer in andächtigem Gebet. Viele und grose Leiden lassen sich ertragen, wo diese Eigenschaften sind. — In diesen aufgeklärten Zeiten ist zwar das Wort: Frömmigkeit für viele ein Gegenstand des Spotts; aber der wahrhaft Aufgeklärte wird gewiß nicht darüber spotten, wenn ein Mensch oft demuthsvoll an seinen Schöpfer denkt, im Gebet sich an ihn wendet, seine Gedanken oft von dem Getümmel der Welt losreisset, und auf einen würdigeren und wichtigeren Gegenstand, auf Gott, Vorsehung und Ewigkeit, Tugend und Laster, Belohnung und Strafe lenket. Er soll nicht für andere fromm seyn, sondern für sich; nicht prahlen mit seinen

Gebeten noch heucheln, sondern in der Einsamkeit an Gott und göttliche Dinge denken, und dann auch wieder desto beruhigter, getroster und gestärkter an seine Berufsgeschäfte gehen. Was für Leiden kann er dann mit Gedult überwinden! Wo der Religionsspötter verzaget, und keinen Trostgrund finden kann, (denn durch Spott lassen sich des Lebens Leiden nicht vertreiben) da steht der Fromme stark im Leiden, gleich unerschütterten Felsen, seinem Gott vertrauend und zufrieden mit den wunderbaren Schikungen seines himmlischen Vaters, geduldig leidend und das Bessere hoffend.

Hiob war ein frommer, gottesfürchtiger Mann, dem es einige Zeit recht wohl gegangen war, der aber plözlich von dem Gipfel des Glüks in das gröste Elend versank, und dabei doch nicht verzagte. Er hatte sieben Söhne und drei Töchter, an welchen er viele Freude erlebte. Dabei besaß er auch grose Reichthümer, grose Heerden von Rindern, Kamelen, Schaafen und Maulthieren, und es mangelte ihm an nichts, was er sich nur wünschen mochte. Wann seine Kinder zusammen kamen, um sich lustig zu machen, (welches öfters geschah) so betete Hiob für sie, auf den Fall, wenn sie sich etwa in ihrer Lustbarkeit sollten vergessen, und auf irgend eine Art versündigt haben. Endlich

lich schlugen auf einen Tag alle Ungewitter und Stürme des Unglüks über ihm zusammen Ein Bote kam zu Hiob und brachte ihm die unangenehme Nachricht, daß eine Räuberhorde seine Rinder und Maulthiere geraubt, und die Hirten getödtet hätte. Als dieser noch redete, kam ein anderer Unglüksbote und sprach: der Bliz hat deine Schaafe nebst den Hirten getödtet. Ein Dritter brachte ihm die Nachricht, daß eine andere Räuberbande seine Kamele gestohlen, und die Hirten getödtet habe. Endlich kam ein vierter Unglüksbote, und verkündigte ihm den Tod aller seiner Kinder. Sie waren versammlet, sprach er, in dem Hause des Erstgebohrnen; da sties der Wind so gewaltsam an das Haus, daß es niederstürzte, und alle deine Söhne und Töchter unter dem Schutt vergraben und getödtet wurden. — In dem ersten Schreken zerriß Hiob seine Kleider: das war zu damaligen Zeiten ein Zeichen groser Traurigkeit; und raufte seine Haare aus. Aber bald faßte er sich wieder, fiel betend nieder zur Erde und sprach: ich bin nakend zur Welt gebohren worden, nakend werde ich wieder davon scheiden. Der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen; der Name des Herrn sey gelobet. So gedultig konnte dieser Gottesfürchtige harte Unglüksfälle ertragen; so bald und leicht wußte

sich

sich dieser Rechtschaffene im Leiden zu fassen und zu trösten!

Beständige Klagen machen jedes Leiden nur schlimmer.

Manche muthlose Menschen haben die üble Gewohnheit, daß sie im Leiden nichts thun, als wehklagen und jammern. Dadurch erweken sie in andern eine sehr unangenehme Empfindung, wenn ihnen nicht zu helfen ist. Wer z. B. eine schmerzhafte Krankheit auszustehen hat, und zeigt sich darin standhaft, erträgt die Schmerzen, ohne seine Geberden zu verstellen und in lautes Weinen und Jammern auszubrechen, den wird jeder Zuschauer bewundern und hochschäzen, wegen seiner Standhaftigkeit; man wird ihn lieben und bemitleiden, wegen der Würde und Männlichkeit, worin er sich zeigt. Wenn aber dieser Leidende nur immer heulet und schreiet, sich muthlos in seinen Schmerzen krümmt, und sein Angesicht verstellt; so wird bei den Zuschauern zwar auch Mitleiden, aber auch weiter nichts entstehen. Sobald diese sehen, daß die Leiden doch nicht so heftig sind, als er vorgiebt; so werden sie einen gewissen Widerwillen vor ihm, wegen seiner Weichlichkeit und Muthlosigkeit haben, wozu sich noch Geringschäzung gesellet. Sobald

die

die Absicht aus seinem Betragen hervor leuchtet, bemitleidet zu werden; so wird gerade dadurch das Mitleiden selbst geschwächt. Aber sich selbst thut der Leidende durch übermässiges Wehklagen den größten Schaden. Er hängt beständig seinen Empfindungen nach, stellt sich sein Leiden immer vor, vergrössert es in seiner Einbildungskraft, fürchtet Folgen, welche nur blos möglich, vielleicht nicht einmal wahrscheinlich sind, und vergrössert sich sein Leiden unnöthiger Weise. Wenn er sich thätig bezeigte und handelte, statt zu leiden, oder wenigstens im Leiden handelte, wo nicht mit äusserer, doch mit innerer Thätigkeit; wo nicht durch körperliche Anstrengung, wenn ihm die Beschaffenheit seines Leidens dies nicht zuliesse, doch durch Gedanken, durch Erfindung zwekmässiger Rettungsmittel von seinem Leiden; wenn er sich sein Unglük, das ihn betroffen hat, und bei welchem kein Mittel mehr anschlagen will zur Linderung, aus dem Sinne schlüge, so viel er kann, durch den Umgang mit guten Freunden, durch Unterredungen über wichtige und anziehende Gegenstände; so würde ihm das Uebel, das ihn betroffen hat, lange nicht so stark zusezen. Endlich würde er sich daran gewöhnen, wenn er auch niemals Hofnung hätte, davon befreiet zu werden; wenn auch das Unglük dasselbige bleiben sollte, so

wird

wird er doch nicht derselbige bleiben, sondern gestärkt am Geiste, Verzicht thun auf dieses Lebens Freuden, und in einer viel grösseren Würde erscheinen, als wenn er nur immer klagt im Leiden.

Lange war Hiob standhaft im Leiden geblieben; aber endlich erniedrigte er sich doch auch zu muthlosen Klagen über sein Schiksal, verbunden mit Murren über die Wege der göttlichen Vorsehung. Des Lebens müde, rief er aus: ach daß ich wäre umkommen, und mich nie ein Auge gesehen hätte! dann wäre ich, als die, welche nie gewesen sind, von Mutterleibe zum Grabe gebracht. Will denn mein kurzes Leben kein Ende nehmen? Gefällt dirs, sprach er zu Gott, daß du mir Gewalt thust, und mich verwirfst, den deine Hände gemacht haben, und machest der Gottlosen Unternehmen zu Ehren? Meine Seele verdrieset mein Leben. Wie ein aufgerekter Löwe jagest du mich, und handelst greulich mit mir. Er unterstand sich, gleichsam mit Gott zu hadern und sich über erlittenes Unrecht bei Gott zu beschweren, wann ihn in schwachen Augenbliken seine Standhaftigkeit verlies, die Schmerzen einer Krankheit, welche ihn angewandelt hatte, ausserordentlich heftig wurden, und ihn Kleinmuth und Ungedult übernahm.

Den

Den Unglüklichen sollen wir nicht immer für einen grösseren Sünder halten, als andere Leute.

Es ist ein gewöhnlicher Fehler, der von vielen begangen wird, und der ein Zeichen groser Lieblosigkeit und Unbarmherzigkeit ist, daß man so gern den für einen vorzüglich grosen Verbrecher hält, dem ein besonders groses Unglük zustößt. Die Rache und Strafe verfolgt ihn! spricht man; seine grosen Verbrechen konnten nicht lange ungestraft bleiben, ihre Vergeltung konnte nicht bis in die Ewigkeit aufgeschoben werden, sondern schon in diesem Leben mußten ihn Gottes Strafgerichte treffen. Solche Urtheile sind erstlich lieblos: der Leidende, der durch Mitleiden getröstet und einigermassen aufgerichtet werden könnte, wird durch solche harte Richtersprüche von denen, welchen das Richten doch nicht zukommt, noch mehr niedergebeugt und gekränkt. Wie unbarmherzig muß das Herz dessen seyn, der seinen leidenden Nächsten so hart beurtheilen kann, und sein Unglük dadurch noch vergrössert, anstatt daß er es durch Trost und Hülfe vermindern und erleichtern sollte! Solche Machtsprüche sind aber auch Eingriffe in die Rechte Gottes: Gott allein darf und kann über die

Herzen

Herzen der Menschen richten. Er ist der höchste Gesezgeber, und hat auch das Recht, auf die Beobachtung seiner Geseze zu halten. Er ist allwissend, er kennt des Menschen Gesinnungen und Absichten; er weiß, was Jeder Gutes oder Böses gethan hat, und kann also auch am richtigsten über den inneren Werth der Menschen, ihre Belohnungswürdigkeit und Strafwürdigkeit urtheilen. Aber die Menschen können und dürfen das nicht. — Wenn Gott Jemand Leiden zuschikt, so hat er nicht immer die Absicht dabei, sie wegen ihrer Sünden zu strafen, sondern die Absicht, die er dabei hat, kann oft sehr wohlthätig und gütig seyn. Leiden haben bei manchem Menschen einen grosen Nuzen; wer durch beständiges Glük übermüthig, wollüstig, verschwenderisch, überhaupt lasterhaft werden würde, wenn er es erlangte, dem schikt Gott Leiden: die halten ihn in der Demuth, in der himmlischen Gesinnung, welche darin besteht, daß er sein Herz nicht zu viel an das Irdische hängt; sondern auch oft an Gott und göttliche Dinge denkt, und seine höhere Bestimmung zu einem ewigen Leben oft zu Herzen nimmt; sie erhalten ihn auf dem Tugendpfade, und dienen ihm also zu seinem Besten. Wie dürfen also sündige Menschen nun gegen einen solchen

Leidenden auftreten und sagen: deine Leiden hast du durch deine Missethaten verdient; vorzüglich schwer mußt du dich versündigt haben, weil dich Gott vorzüglich hart strafet? Es sind nicht immer Strafen, sondern oft wahre Wohlthaten Gottes. Wehe solchen unberufenen Richtern, wann sie in schwere Leiden fallen! hart und lieblos wird man auch über sie urtheilen. — Den Unglüklichen laßt uns trösten und ihm helfen, wenn wir können; aber ihn verspotten, ihm Vorwürfe machen wegen seines vorherigen Lebenswandels, aus grosen Leiden auf grose Verbrechen schliesen, das sey ferne! das sind Zeichen eines schadenfrohen, boshaften Herzens.

So boshaft war ein gewisser Bekannter Hiobs, mit Namen Zophar. Als Hiob über seine harten Unglüksfälle wehklagte und mit der Verzweifelung rang, da stellte sich diese schwarze Seele frech vor ihn hin und sprach unter andern: wenn einer lange geredet hat, muß er nicht auch hören? muß denn ein Wäscher immer recht haben? müssen die Leute deinem grosen Schwäzen schweigen, daß du spottest, und Niemand dich beschäme? Du sprichst: meine Rede ist rein, und lauter bin ich vor deinen Augen. Ach daß Gott mit dir redete, und thäte seine Lippen auf! Er hätte

dieses wohl noch mehr an dir zu thun und dich noch härter zu strafen]: auf daß du wissest, daß er deiner Sünde nicht aller gedenket. Er kennet die losen Leute; er sieht die Untugend, und sollte es nicht merken? Wenn du dein Herz hättest gerichtet, und deine Hände zu ihm ausgebreitet; wenn du die Untugend, die an dir ist, hättest von dir gethan, daß in deiner Hütte kein Unrecht bliebe; so möchtest du dein Antliz aufheben ohne Tadel, und würdest fest seyn, und dich nicht fürchten. Dann würdest du der Mühe vergessen, und dürftest dich dessen trösten, daß Hofnung da sey, und würdest mit Ruhe ins Grab kommen, und würdest dich legen, und Niemand würde dich aufschreken, und viele würden vor dir weinen. Aber die Augen der Gottlosen werden verschmachten, und werden nicht entrinnen können; denn ihre Hofnnng wird ihrer Seele fehlen. — So vermessen und boshaft haderte Zophar mit diesem gebeugten, verlassenen, kranken Manne, und suchte ihn, der schon am Rande der Verzweifelung war, noch vollends in den Abgrund zu stürzen, durch seine bitteren Vorwürfe.

Pflicht,

Pflicht, seine Fehler zu erkennen.

Dieses ist eine Pflicht, welche der menschlichen Eigenliebe gerade zuwiderlauft; die Beschämung, welche mit dem Bekenntniß eines Irrthums oder eines Vergehens verbunden ist, hält Manchen von der Ausübung dieser Pflicht ab. Viele Menschen haben einen solchen Eigensinn, daß sie sogar dann noch ihre Behauptungen vertheidigen, wann sie schon widerlegt und als irrig dargestellt worden sind. Alles thun sie lieber, als daß sie sagen sollten: ich habe mich geirrt; ich sehe meinen Fehler ein und widerrufe meine vorige Behauptung. Andere haben eine so heuchlerische Meinung von ihrer Frömmigkeit und Tugend, daß sie sich für ganz rein und fehlerfrei halten, und schlechterdings kein Vergehen, weder aus Vorsaz, noch aus Uebereilung sich zu Schulden kommen lassen wollen. Sich für einen unvollkommenen, sündigen Menschen zu bekennen, das ist für ihren Eigendünkel viel zu empfindlich, das scheint ihnen viel zu erniedrigend zu seyn. Gleichwohl ist es doch nun einmal nicht anders: alle Menschen sind Irrthümern und mannigfaltigen Vergehungen und Versündigungen ausgesezt, von Irrthum und Sünde ist Niemand frei. Solang wir unsern Irrthum

oder sonstigen Fehler nicht einsehen, sind wir freilich noch nicht verbunden, Jedem Recht zu geben, der uns eines solchen beschuldigt; denn es giebt viele boshafte Menschen, welche so gern Jeden zum Verbrecher machen möchten, Jedem widersprechen und überall etwas zu tadeln finden. Gegen solche ungegründete Beschuldigungen darf sich jeder vertheidigen und verantworten. Selbst dann noch ist eine Verantwortung erlaubt, wenn wir noch nicht von unserm Fehler überzeugt worden sind. Sehen wir ihn aber selbst ein, und wollen uns gleichwohl noch rechtfertigen; so ist eine solche Rechthaberei höchst verwerflich. Offenherzig und freimüthig sollen wir uns dann als irrige, fehlerhafte Menschen darstellen, unsere erstere, irrige Behauptung wiederrufen, Belehrung annehmen, unsere Vergehung bereuen, bekennen und in Zukunft uns dafür hüten. Niemals wird sich der wahrhaft Rechtschaffene eines solchen Bekenntnißes seines Fehlers schämen; oder sich doch wenigstens niemals durch eine solche Beschämung von diesem Bekenntniß abhalten lassen, wenn er auch dabei eine gewisse Demüthigung und seine eigene Mangelhaftigkeit fühlen sollte. Die Eigenliebe und Selbstsucht lerne man einschränken und bändigen, um diese Pflicht vollbringen zu können; und dann wird,

nach diesem Bekenntnis, der Geist sich bald wieder aus seiner erlittenen Demüthigung, erheben; man wird hernach seinen eigenen inneren Werth dennoch höher anschlagen können, als wenn man vor andern seine Fehler abgeleugnet hat, sich aber gleichwohl in seinem Herzen derselben schuldig geben mus. Nachdem der erste Schritt zur Besserung, das Bekenntniß seines Fehlers, geschehen ist; so wird auch der zweite, die Besserung selbst und die Ablegung des Fehlers, erfolgen können. Geschieht aber der erste nicht, so wird der zweite niemals erfolgen können. Ein solcher Rechthaber wird ein verworfener Heuchler bleiben sein Lebenlang. Es sind zwar auch Fälle möglich, in welchen wir eben nicht verbunden sind, Jedem unserer Nebenmenschen unsere Vergehungen zu offenbaren; aber sie zu erkennen und zu bereuen, vor Gott zu bekennen, sie ihm herzlich abzubitten, das sind wir in jedem Falle schuldig.

Lange hatte Hiob gemurrt gegen Gottes Vorsehung, mit vielen Worten hatte er sich, voll Ungedult, beschwert über seine harten Leiden, die er doch nicht verdient zu haben glaubte, da es doch Gott so vielen Gottlosen wohl gehen lasse, und sie nicht strafe für ihre vielfachen Sünden. Endlich kam er zur Erkenntniß dieses seines begangenen Fehlers. Voll

Reue und Demuth sprach er: siehe ich bin zu leichtfertig, zu vermessen und ungedultig gewesen. Ich will meine Hand auf meinen Mund legen, und mit schweigender, stiller Gedult leiden. Ich habe einmal geredet, zum andernmal will ichs nicht mehr thun: ich habe mich einmal gegen die weise Vorsicht Gottes empöret, nicht mehr will ich mich dieses Vergehens schuldig machen.

Schändlichkeit und Gefahr der Völlerei.

Es sind der Gründe viele, womit die, welche dem Laster der Völlerei ergeben sind, sich entschuldigen wollen. Einige derselben vermindern auch wirklich seine Schändlichkeit, wiewohl sie nie ganz entschuldigen. Wir wollen uns unsers Lebens freuen, sprechen sie, solang wir der Freude empfänglich sind, in der Jugend wollen wir uns durch die edle Gabe des Weinstoks aufheitern; es kommt eine Zeit, wo wir unfähig zum Genusse der meisten Vergnügen sind, das graue, kalte, mürrische Alter kommt einst, wo uns nur Verdruß und Elend übrig bleibt. — Allerdings dürfen und sollen wir uns in der Jugend freuen und aufheitern; aber wehe dem, der das rechte Maas der Freude und des Vergnügens überschreitet! seine Freude wird sich bald in Verdruß und

Traurigkeit verwandeln. In der Jugend sollen wir uns nicht ganz erschöpfen in dem Genusse der Vergnügungen, damit wir auch noch Empfänglichkeit zur Freude im Alter übrig behalten. Was für ein mühseliges Alter bereitet sich der, welcher in der Jugend unmässig ist im Genusse starker Getränke! Wer sich aber darin mässigt, der wird auch im Alter noch zu mässigem Genusse fähig seyn. — Gott läßt dieses edle Getränk zu diesem Zweke aus der Erde wachsen, sprechen solche weiter, daß wir es mit Dankbarkeit geniesen sollen. Wohl! Aber sollen wir es darum unmässig geniesen? Ferner will man sich damit entschuldigen, daß die Versuchung zur Völlerei zu stark sey, als daß man ihr widerstehen könnte. Aber gewöhnlich schüzet der Sünder sein Unvermögen zum Widerstande vor, wenn es ihm am guten Willen fehlt, und wann er zu weichlich ist, gegen die Versuchung zu kämpfen. Höchstens kann die Stärke der Versuchung nur die Grösse des Verbrechens vermindern, aber niemals es ganz aufheben. — Hingegen wird die Sünde der Völlerei wieder in anderer Rüksicht grösser; wenn wir nemlich auf ihre greulichen, verwüstenden Folgen sehen. Seinen Verstand raubt sich muthwillig der Trunkenbold, durch dieses grose Geschenk Gottes; seinen Geist zerrüttet

er, und erniedrigt sich unter das Vieh. Das Vieh ist unvernünftig ohne seine Schuld; der Trunkenbold ist es durch eigenes Verschulden. Zu jedem Vergehen ist er in diesem Zustand fähig, zu einigen besonders stark geneigt; und unvernünftig, wie er ist, verübt er solche auch ganz ohne Anstand und Bedenken, sobald sich Gelegenheit zeigt. Sein Vermögen verschwendet er, sein Hauswesen wird zerrüttet, zur Arbeit ist er untauglich, seine Gesundheit geht zu Grund, seine Gemüthsruhe verliert er, so wie seine Ehre und guten Namen. Kein rechtlicher Mann trauet ihm, noch will er mit ihm Umgang haben. Sein Körper wird immer mehr des starken GeträNkes bedürfen, und die Begierde zu trinken wird immer mehr zunehmen, immer wird er es in grösserer Menge zu sich nehmen. Er ist in dem Zustande der Betrunkenheit aber auch in sehr groser Gefahr. Unbesonnene, halsbrechende Streiche wird gewöhnlich der Betrunkene vollbringen. Das starke Getränke macht ihn tollkühn und muthig; trozig wird er jeder Gefahr entgegengehen, die ihm den Untergang drohet, und welcher er leicht ausweichen könnte; trozig wird er Jedem begegnen, der ihm in den Weg kommt. (Wenigstens ist dieses der Gebrauch vieler Trunkenbolde, daß sie zum Zank und

Zorn

Zorn in der Trunkenheit geneigt sind.) Aber wie oft wird er durch seinen Troz sich in die gröſste Gefahr stürzen! Endlich kann er auch gar leicht in diesem Zustande der Unbesonnenheit überlistet werden von Betrügern, und um das Seinige kommen, ja sein Leben dabei verlieren. Durch die Lokungen boshafter Menschen wird er nur allzu leicht in ein Nez gezogen, aus dem er vielleicht nie wieder entrinnen kann. — Trozig, und dabei doch unbehülflich und zur Vertheidigung unfähig, wie er ist, verliert er vielleicht als Vieh sein Leben.

In diesem viehischen Zustand starb ein gewisser assyrischer Heerführer, Holofernes, durch die Hand eines Weibes. Er war mit einem grosen Kriegsheere vor eine Stadt in dem jüdischen Lande, mit Namen Bethulia gekommen, und belagerte sie auf das schärfste. Als nun die Noth in der Stadt auf das höchste gestiegen, und besonders der Mangel an Wasser groß war; so entschloß sich ein kühnes und listiges Weib, Namens Judith, sich aus der Stadt in das Lager des Holofernes, eines Generals des Königs Nebukadnezar zu schleichen, sich dem Feldherrn mit freundlichen, demüthigen Mienen zu nahen und Gelegenheit zu suchen, ihn zu tödten. Weil sie sehr schön war, so fand sie bald Gnade vor ihm, und

mußte bei ihm bleiben, bis in die Nacht. Holofernes argwöhnte nichts Gefährliches, und übernahm sich dergestalt an Wein, daß er am Abend in einen tiefen Schlaf sank. Judith war mit ihrer Magd allein bei ihm in seinem Gemach, als sich eine allgemeine Stille in dem assyrischen Lager verbreitet hatte, und Holofernes sinnlos da lag. Kühn nahm sie sein Schwert, das über seinem Bette hieng, hieb ihm den Kopf ab, stekte ihn in einen Sak, und schlich sich mit ihrer Magd in der Stille davon, in die Stadt Bethulia. Allgemeine Freude entstand hier über diese, glükliche gelungene List; hingegen in dem feindlichen Lager verbreitete sich am folgenden Morgen Schreken und Furcht. Nach einer harten Niederlage, welche die Assyrer bei einem Ausfall der Juden aus der Stadt erlitten, waren sie genöthigt, sich schleunig auf die Flucht zu begeben.

Der Tugendhafte muß oft in dieser Welt leiden.

In der ganzen sichtbaren Welt finden wir die größte Ordnung und Zwekmässigkeit, die größte Güte und Gerechtigkeit. Da ist nicht ein einziges Gewächs zu finden, das nicht zu irgend etwas brauchbar seyn sollte; kein Thier, kein

Stein,

Stein, keine Erdart, die nicht zu irgend etwas nüzlich wäre. Je mehr wir darüber nachforschen, eine desto grössere Ordnung und Zwekmässigkeit erscheint uns in der Natur. Aber in der unsichtbaren Geisterwelt findet sich ein groses Räthsel, eine, dem ersten Anscheine nach unerklärbare Unordnung; und diese ist folgende: es giebt so viele rechtschaffene Menschen, welche doch, nach Jedermanns Urtheil glüklich zu leben verdienen, welche aber in ihrem irdischen Leben nichts als Kummer, Elend und Mühseligkeit erleben. Der Tugendhafte ist unglüklich; das ist ein Saz, gegen welchen sich die Vernunft empört, der aber gleichwohl in der Welt so manche Bestätigung findet; in derjenigen Welt, wo sonst alles so schön, ordentlich, weise und gut eingerichtet ist, vom Elephanten bis zur Milbe, von der Ceder bis zum kleinsten Moose; wo alles Ordnung und Zwekmässigkeit ist. Wie läßt sich dieses Räthsel auflösen? Es ist ein künftiges, ewiges Leben; es ist ein Gott, der ewig vergilt, Jedem nach seinen Werken und Gesinnungen. Der leidende Tugendhafte wird ewig glükselig werden; wenn er gleich hieniden zu seinem eigenen Besten dultet, so wird doch einst ein Tag der Wonne und Seligkeit ihm aufgehn. Das ist sein Trost auf Erden.

In dieser Welt darf der Rechtschaffene nicht viele Annehmlichkeiten erwarten, Glük und Freude ist hienieden nicht seine eigentliche und vornehmste Bestimmung; sondern Vervollkommnung und Tugend, als Vorbereitung und Bedingung, in der Ewigkeit zu höherer Seligkeit zu gelangen. Ohne Eigennuz sollen wir gut seyn, wenn wir gleich durch Rechtschaffenheit unser zeitliches Wohl in manchen Fällen gar nicht befördern, ja zuweilen hindern sollten; wenn wir gleich durch ungerechte Mittel zu irdischer Glükseligkeit gelangen könnten, und augenscheinlich sähen, daß wir z. B. durch Gerechtigkeit und Unpartheilichkeit uns Feindschaft und Verfolgung zuziehen werden, dennoch sollen wir die Tugend um ihrer eigenthümlichen Vortrefflichkeit willen wählen und dem beglükenden Laster vorziehen.

Ein rechtschaffener und frommer Jude, mit Namen Tobias, mußte in seinem irdischen Leben allerlei Unglüksfälle und Trübsale erfahren. Als er noch, vor der Gefangenschaft und Wegführung des jüdischen Volks, in seinem Vaterlande wohnte, zeichnete er sich schon durch Rechtschaffenheit und besonders dadurch aus, daß er den Gözendienst nicht mitmachte, der unter den Juden herrschend ward, sondern allein den einzigen, wahren Gott verehrte.

Er lebte in der, für die Juden sehr traurigen Zeit, da sie von ihren Feinden gänzlich überwältigt und in fremde Länder geführt wurden. Auch er mußte mit in die Gefangenschaft gehen. Hier bewieß er sich durch Trost und Hülfe ausserordentlich wohlthätig gegen seine Landsleute, die unter harten Plagen, welche man ihnen auferlegte, seufzeten. Die Muthlosen vermahnte er zur Gedult und Standhaftigkeit, den Armen theilte er mit, die Todten begrub er. Hart wurde mit den armen Juden verfahren von den Babyloniern und Assyrern; viele wurden ohne Recht und Urtheil ermordet, und man lies sie unbegraben liegen. Da machte sich nun Tobias ein eigenes Geschäfte daraus, diese Erschlagenen zu begraben, und ihnen dadurch die lezte Ehre zu erweisen. Als der König Sannherib diese wohlthätigen Handlungen des Tobias erfuhr, gab er Befehl, ihn zu tödten; um sich zu retten, ward er flüchtig, und hielt sich heimlich bei guten Freunden auf. Sein Leidenskelch war noch nicht völlig geleert, noch mehr sollte dieser Rechtschaffene dulten. Als er eines Tages von seinen wohlthätigen Verrichtungen müde nach Haus kam, und an einer Wand ausruhete, wo grade über ihm Schwalben befindlich waren; so ließ eine derselben ihm ihren brennend heis-

sen Koth in die Augen fallen, wovon er blind ward. Nun sammleten sich seine Bekannten um ihn her, und, anstatt ihn zu trösten, verlachten sie den armen, blinden Mann. Wo ist nun dein Vertrauen, sprachen sie, darum du deine Almosen gegeben, und so viele Todten begraben hast? was für Vortheil hat dir deine Frömmigkeit und Tugend verschafft? Selbst sein Weib fuhr ihn oft hart an und sprach: nun sieht man, daß dein Vertrauen nichts ist, und deine Almosen verlohren sind.

Pflicht, in Krankheiten die gehörigen Mittel zu brauchen.

Die beste Arznei ist eine gute Lebensordnung, in der Jugend angefangen, und bis in das Alter fortgesezt. Nicht erst alsdann sollen wir sie anfangen, wann unsere Kräfte schon verschwendet und die Gesundheit schon zerrüttet ist; nicht erst im Alter sollen wir keusch und mässig in Speise und Trank seyn, uns heftiger Gemüthsbewegungen und übermässiger Arbeit enthalten; nein, von früher Jugend an sollen wir dieses beobachten. Dann werden wir wahrscheinlich ein gesundes Alter erreichen, und nur selten einiger Arzneimittel bedürfen. Die Arznei an sich kann zwar wenig oder gar nichts würken, wann die Natur völlig ge-

schwächt

schwächt und entkräftet ist; wo die Natur nicht würkt zur Genesung, da ist alle Arznei unnüzlich. Aber durch die gehörigen Mittel können doch oft die Hindernisse weggeschaft werden, wegen welcher die Natur nicht zur Genesung würken konnte, so daß diese nun durch ihre eigene Kraft den Kranken wieder herstellen kann. Der Natur kann man durch stärkende, reinigende und andere Arzneien zu Hülfe kommen. Wie thöricht und unbesonnen ist also die Meinung derer, welche durch Arzneien einst alles wieder gut zu machen hoffen, was sie in der Jugend verdorben, durch Unkeuschheit, Unmässigkeit, übermässige Anstrengung der Leibeskräfte, Schlaflosigkeit, starke Erkältung oder Erhizung, heftige Ermüdung! Jede übermässige Erkältung oder Erhizung oder Ermüdung ist der Gesundheit nachtheilig, so zuträglich ihr auch das rechte Maas seyn kann. Wenn ich mir auch Krankheiten zuziehe, denken diese Unbesonnenen, durch meine verkehrte Lebensart, so gehe ich hernach zu einem geschikten Arzt, der wird mir bald wieder helfen können. So bald die Kräfte der Natur alle erschöpft und zerrüttet sind, so kann auch der geschikteste nicht mehr helfen. Andere halten ihre Natur für unzerstörbar, und ihre Kräfte für eisern. Sie glauben alles vertragen zu können, weil

eine unordentliche Lebensart ihnen Anfangs nichts schadet. Sie bedenken nicht, daß sie dadurch nach und nach ihre Natur gleichsam untergraben, und sich täglich einen unmerklichen, aber in einem oder etlichen Jahren dennoch einen beträchtlichen Schaden zufügen. Oft bricht das Uebel plözlich los: der Gesundeste verfällt zuweilen in eine plözliche Schwäche, die er sich durch Unordnung zugezogen hat. Manchmal kommt die Schwäche nach und nach; aber gewis trit sie endlich ein. — Aber auch bey der besten Lebensordnung stellen sich oft allerlei Krankheiten ein, woran der Leidende nicht selbst Schuld ist. Dann darf er auch auf der andern Seite nicht zu weit gehen, in der Geringschäzung der Arzneimittel, und der Natur nicht alles allein zu thun überlassen. Vielleicht wird ihre Würksamkeit nur durch ein unbedeutendes Hindernis gestört, es ist vielleicht durch ein geringes Mittel zu helfen. Man verachte nicht den Rath geschikter Aerzte, aber dabei lerne man auch selbst seine Natur kennen, ohne iedoch beständig über seinen eigenen Gesundheitsumständen zu brüten und nachzudenken. Man erforsche diejenigen Krankheiten, wozu man von Natur am meisten geneigt ist, und vermeide sie durch die Mittel, welche man am erprobtesten gefunden hat; denn ein Mittel

hilft

hilft diesem, das andere Jenem in einer und eben derselben Krankheit. Darum lerne Jeder seine eigene Leibesbeschaffenheit kennen, nebst den Mitteln, die ihm die zuträglichsten sind. In gesunden Tagen brauche man keine Arzneien, ausser in anstekenden Krankheiten, wo die Gesunden wohl thun, wenn sie etwas zur Vorbeugung und Verhütung der Krankheit nehmen. Trit aber eine Krankheit ein, so lasse man sie nur nicht ihre völlige Gewalt erreichen, sondern komme ihr gleich Anfangs durch Arznei zuvor; denn im Anfang ist oft noch leicht zu helfen, aber durch den Aufschub des Gebrauchs der Mittel wird zuweilen das Uebel unheilbar. Wer seine Natur genau kennt nebst den ihr zuträglichen Mitteln, der hat oft nicht nöthig, einen Arzt um Rath zu fragen, sondern er kann sich selbst am besten helfen. Sind aber solche sogenannte Hausmittel noch nicht gehörig erprobt, und ist die Krankheit heftig; so ist es allemal das rathsamste, sich einem geschikten Arzte anzuvertrauen, seine Vorschriften auf das genaueste zu befolgen, nicht ohne gegründete Ursache von ihm zu einem andern Arzte zu gehen, und sich sorgfältig zu hüten, daß man nicht in die Hände eines Pfuschers oder Marktschreiers falle, der gewissenlos mit dem Leben der Menschen verfährt, verkehrte schädliche

Mittel giebt, und sich nur um des Erwerbs willen mit dem wichtigen Geschäfte eines Arztes abgiebt.

Der alte unglükliche Tobias hatte einen sehr wohl gerathenen Sohn. Dieser that einst eine Reise mit einem guten Freund. Unterwegens badete sich Tobias in einem grosen Flusse; da kam ein fürchterlicher Fisch auf ihn zugefahren, der ihn zu verschlingen drohete. Voll Schreken schrie Tobias: o Herr, er will mich fressen. Sein Begleiter sprach ihm Muth ein und rieth ihm, das Ungeheuer nur an den Floßfedern muthig anzufassen und herauszuziehen auf das trokene Land; welches Tobias auch that. Einen Theil des Fisches verzehrten sie, und die Galle desselben hies ihn sein Begleiter, nebst Herz und Leber mitnehmen: die Galle, sagte er, sey sehr gut für Blinde zu gebrauchen, um ihnen das Gesicht wieder zu verschaffen. Diesen Rath befolgte auch Tobias, und nahm die Galle mit. Nach einiger Zeit kehrte er wieder zu seinem alten Vater zurük, legte ihm die Galle des Fisches auf die Augen, und er erlangte durch dieses einfache Mittel glüklich sein Gesicht wieder.

Uneigen-

Uneigennüzige Dienstfertigkeit.

Die Dienstfertigkeit besteht darin, wenn wir einen Theil unserer Kräfte zum Besten des Nächsten aufopfern und anwenden. Diese sind entweder innere Geisteskräfte, oder äussere Leibeskräfte. Durch die Geisteskräfte können wir unserm Nebenmenschen dienen, wenn wir ihm eine gute, nüzliche Lehre geben; wenn wir ihn für einer Gefahr oder für einer Sünde warnen; ihm Mittel und Wege angeben, wodurch er sich einen Vortheil verschaffen und aus irgend einer Verlegenheit helfen kann; oder wenn wir ihn zur Vollbringung irgend einer Tugend ermahnen, ihn auch durch unsere eigene Kraftanwendung in der Ausübung einer edlen That zur Nachahmung ermuntern. Durch dieses alles können wir ihm wesentliche Dienste leisten. Nicht weniger Gelegenheit findet sich zur Dienstfertigkeit durch die Körperkraft. Wenn wir unsern Nächsten aus Wassers- oder Feuersgefahr ziehen; wenn wir sein Vermögen aus der Gefahr retten; wenn wir irgend eine Arbeit zu seinem Nuzen verrichten, ihm zu Gefallen eine Streke Weges gehen, um irgend eine Bestellung zu seinem Besten zu thun; so beweisen wir uns gegen ihn dienstfertig. Auf sehr mannigfaltige

Art kann die Dienstfertigkeit ausgeübt werden. — Wie aber in allen Stüken ein gewisses Maas zu beobachten ist, so hat auch die Dienstfertigkeit ihre Grenzen, welche wir nicht überschreiten dürfen. Wer würde es für ein rühmliches Beispiel der Dienstfertigkeit halten, wenn z. B. Jemanden eine Sache von geringem Werth ins Wasser gefallen wäre, und ein anderer spränge nun aus Gefälligkeit gegen diesen in das Wasser, um diese Kleinigkeit mit Gefahr seines Lebens zu retten? würde nicht Jeder einsehen, daß er daran Unrecht thäte, wenn er um einer solchen geringen Sache willen sein Leben in Gefahr sezte? Oder wenn Jemand aus lauter Dienstfertigkeit seine eigenen Berufsgeschäfte unterliesse, wodurch er sich und die Seinigen ernähren müßte, wäre das nicht eine übertriebene Dienstfertigkeit? Also sollen wir nur diejenigen Kräfte dem Dienste des Nächsten weihen, welche wir bei der Erfüllung unserer Berufspflichten ersparen können, und welche wir nicht nöthig zu unserer und der unsrigen Erhaltung brauchen. — Gewöhnlich sind mit der Dienstfertigkeit eigennüzige Absichten verbunden, welche aber in manchen Fällen ganz erlaubt seyn können, und wobei diese Dienstfertigkeit doch immer noch eine Tugend bleibt; obgleich diese Tugend nicht so

rein

rein und edel ist, als uneigennüzige Dienstfertigkeit. Wer z. B. für einen andern arbeitet, wann er solches eben nicht schuldig zu thun wäre; er thut es aber, und läßt sich seine Arbeit bezahlen: wer sich von Jemand als Bote gebrauchen läßt, um ihm z. B. einen Arzt zu rufen, den er in der Geschwindigkeit haben mus, und läßt sich seinen Gang bezahlen; der thut diesem eine wahre Gefälligkeit, und übt eine lobenswürdige, edle, obgleich nicht völlig uneigennüzige Dienstfertigkeit aus. Ein solcher offenbarer Eigennuz, der damit verbunden ist, ist von viel edlerer Art, als ein verstekter Eigennuz, der sich unter der Dienstfertigkeit verbergen will. Wenn Jemand einem andern einen Dienst thut, und giebt sich dabei das Ansehen, als thäte er es blos aus Pflicht, weil er es für seine Schuldigkeit halte, seinem Nebenmenschen Gefälligkeiten zu erweisen; hat aber dabei die verstekte Absicht, von Jenem wieder eine, vielleicht noch grössere Gefälligkeit zu erhalten; so übt er dadurch gar keine Tugend aus; ja er erscheint dabei als ein Heuchler, der sich das Ansehen der Rechtschaffenheit bei seinen selbstsüchtigen Handlungen geben will. — Uneigennüzige Dienstfertigkeit nur ist rein, wie gediehenes Gold, und edler, als das kostbarste Edelgestein; eine Rettung des

Gefahr-

Gefahr leidenden, ein guter Rath dem Unerfahrenen gegeben, eine Warnung, dem zur Sünde versuchten ertheilt, oder irgend eine Gefälligkeit, die blos darum geschieht, weil wir, als Menschen den Menschen zu helfen schuldig sind, ohne dafür einen Lohn zu erwarten; das ist reine Tugend von innerem Gehalt und eigenthümlicher Güte.

So uneigennüzig hatte dem jungen Tobias sein treuer Begleiter gedient. Er hatte ihm gewissermassen das Leben gerettet, als ihn der grose Fisch verschlingen wollte; er hatte ihn getreulich auf seiner ganzen Reise begleitet, und ihn glüklich wieder zu seinem alten Vater gebracht; er hatte ihm auf der Reise ein rechtschaffenes Weib verschaft, nebst dem ihm nothdürftigen Gelde. Als sie nun beide wieder angekommen waren; so rief der erkenntliche, alte Tobias seinen Sohn bei Seite, und berathschlagte sich mit ihm, was für eine Belohnung sie wohl diesem dienstfertigen Begleiter geben sollten? Dieser meinte, man müsse ihm die Hälfte seines ganzen Vermögens zur Belohnung anbieten. Beide, Vater und Sohn thaten dem fremden Manne darauf verabredetermassen diesen Antrag; er aber wollte gar nichts annehmen, und sprach zu ihnen: danket ihr

Gott,

Gott, daß er euch so viele Gnade erzeiget hat. Darauf schied er von ihnen.

Der Rechtschaffene kann und soll auch im Alter vergnügt seyn.

Dem Alter fehlt es an vielen Freuden, welche die Jugend geniesen kann. Mancher iunge Mensch hat eine solche heitere Gemüthsbeschaffenheit, daß er sich auch ohne besondere Ursache freuen kann; er ist frölich, und weis selbst nicht recht, warum? Eine solche heitere Stimmung wird sich bei einem Alten selten finden; innere Zufriedenheit, Ruhe und Heiterkeit des Gemüths ist es, woran das Alter einen vorzüglichen Antheil nehmen kann, aber selten an eigentlicher Frölichkeit und Lustigkeit. Aber nicht nur in Ansehung der Gemüthsstimmung ist das Alter selten zur Frölichkeit geschikt, sondern es ist auch zu vielen Arten des Freudengenusses unfähig. Wegen Schwächlichkeit des Körpers kann der Alte z. B. an den Vergnügungen einer Reise nicht leicht Theil nehmen, eben so wenig, als an den Freuden eines Gastmals, eines Tanzes, einer Jagd u. dgl. Aber die stilleren Vergnügen sind dem Alter vorzüglich eigen: der Genuß der Schönheiten der Natur ist für dasselbe be-

 sonders

sonders labend; freundschaftliche Unterhaltung und Gespräch über irgend eine interessante Materie, Zurükerinnerung an die lange Reihe zurükgelegter Jahre und an die Begebenheiten und Schiksale voriger Zeiten und Erzählung derselben in der Gesellschaft der aufmerksamen Jugend; endlich das Bewußtseyn, seine irdische Laufbahn ehrenvoll und rechtschaffen beinah ganz vollendet zu haben, viel Gutes gestiftet, viel Vergnügen genossen, aber auch manche trübe Stunde glüklich überstanden zu haben; das gewährt eine besondere Stille und Ruhe im Gemüthe, eine besondere Heiterkeit und Zufriedenheit. Ein gutes Gewissen ist der Fels, auf welchen sich die Heiterkeit des Alten stüzen mus; das gewährt ihm auch frohe Aussichten in die nahe Ewigkeit, ohne Furcht kann er an den nahen Beschluß seines Lebens denken, mit kindlichem Vertrauen kann er sein Herz zu seinem himmlischen Vater erheben.

So vergnügt brachte der alte Tobias noch den Ueberrest seiner Tage zu, nachdem er wieder sehend worden war. Sein Sohn blieb mit seinem Weibe, das ihm der dienstfertige, uneigennüzige Begleiter verschafft hatte, bei ihm, und er hatte die Freude, Enkel zu erleben. In seiner Familie hat er noch die übrige Zeit seines Lebens ruhig und ohne Sorge zugebracht,

und

und rechtschaffen und fromm gelebt bis an sein Ende.

Pflicht, die Kinder zur Tugend und Frömmigkeit anzuhalten.

Da überhaupt das höchste Gut, welches sich denken läßt, in diesen zwei Stüken: Glükseligkeit und Tugend in höchster Vollkommenheit, bestehet; so ist es die Schuldigkeit der Eltern und Vorgesezten der Kinder, ihnen diese zwei Stüke möglichst zu verschaffen, sie glüklich und rechtschaffen zu machen. Aber beides steht nicht völlig in der Gewalt der Eltern, sondern es hängt dabei viel von dem freien Willen der Kinder, und von den äusseren Umständen und Verhältnissen ab, worin sie sich befinden. Das Schiksal spendet die Glüksgüter nach seiner Laune aus, ohne auf Würdigkeit zu sehen. Da es nun von dem Schiksal grosentheils abhängt, ob Jemand glüklich oder unglüklich werden, ob er dieser Welt Güter im Ueberfluß oder spärlich besizen soll; so können die Eltern auch nicht nach Willkühr ihren Kindern Reichthum hinterlassen, und ihr irdisches Glük nicht immer dadurch gründen. Aber sie können und sollen ihnen doch eine gute Erziehung geben, welche in ihrem wesentlichen darin bestehet: daß man rechtschaffene Menschen aus ihnen mache. Das ist mehr

werth, als Reichthum, wenn sie Tugend und Frömmigkeit besizen: der vornehmste Bestandtheil des höchsten Guts ist vollkommene Tugend, und darauf folgt die Glükseligkeit, als der zweite Bestandtheil. Diesem ersten und vornehmsten Bestandtheil sollen Eltern ihre Kinder vor allen Dingen zu nähern suchen, durch gute Lehren und Vermahnungen, und durch ihr eigenes gutes Beyspiel. Es hängt aber nun hauptsächlich von dem Willen der Kinder ab, ob sie diesen Lehren Gehör geben, und sie befolgen wollen. Tugend mus aus dem freien Willen hervorgehen; sonst ist sie keine Tugend. Wie viele Kinder giebt es aber leider, welche solchen Vermahnungen kein Gehör geben; oder wenn sie sich auch Anfangs dadurch im Gemüthe erschüttern lassen, sie doch bald oder spät wieder vergessen, sich aus dem Sinne schlagen, und ihnen zuwider handeln! Vorzüglich merkwürdig und achtungswerth sollen ihnen die lezten Vermahnungen ihrer Eltern seyn, welche sie ihnen dann ertheilen, wenn sie im Begriff stehen, in das neue, ewige Leben hinüberzuschreiten.

So waren des alten Tobias lezte Vermahnungen dem Sohne und den Enkeln desselben besonders merkwürdig, sie behielten sie und übten sie aus. — Als er die Herannäherung seines Todes spürte, so lies er diese vor sich

kom-

kommen, und sprach unter andern zu ihnen: dienet dem Herrn in der Wahrheit, und haltet euch zu ihm rechtschaffen. Thut, was er geboten hat, und lehret solches euere Kinder, daß sie auch Almosen geben, daß sie Gott allezeit fürchten und trauen von ganzem Herzen. Diese väterliche Vermahnung brachte der Sohn, nebst seiner ganzen Familie in Ausübung, und starb in einem frölichen und gottesfürchtigen Alter von neun und neunzig Jahren.

Man mus auch Unrecht leiden können.

Das Gefühl des Rechts ist bei manchen Menschen so stark, daß es sich nicht nur bei eigenem erlittenem Unrecht, sondern auch sogar bei dem Unrecht, das Fremde leiden, heftig empört. Wenn Jemand eine offenbare Gewaltthätigkeit, oder eine heimliche, verstekte Bedrükung und Beleidigung zugefügt wird; so empfinden solche auch andere, wenn sie gleich dadurch nicht den mindesten Schaden leiden: dennoch kann solches jeder Recht- und Gerechtigkeitliebende nicht mit Gelassenheit ansehen. Wenn wir aber selbst Unrecht leiden müssen; wenn uns Jemand um das Unsrige bringt, wenn uns Jemand unsere Ehre raubt durch Verläumdung, uns verhöhnt, verfolgt und beleidigt, ohne daß wir dazu Veranlassung gegeben

haben;

haben; so entstehet natürlich eben eine solche Empörung unseres Rechtsgefühls gegen diese Gewaltthätigkeit. Wann die Menschheit Unrecht leidet, so darf sich unser Gefühl dagegen empören; gleichviel, ob sie in der Person anderer, oder in unserer eigenen Person leide. Diese Empörung enthält gar nichts Pflichtswidriges. Aber in vielen Fällen erfordert es die Klugheit sowohl, als die Pflicht, dieses Gefühl einzuschränken, oder seinen Eingebungen zur Rache wenigstens nicht zu folgen. Oft könnten wir durch ein hartnäkiges Bestehen auf der Vergütung des Schadens, oder auf der Genugthuung für erlittene Beleidigung unsere Sache noch schlimmer machen, und uns noch grösseren Schaden und noch ärgere Kränkungen zuziehen; wenn wir es z. B. mit unsern Vorgesezten oder mit angesehenen und mächtigen Menschen zu thun haben: diesen giebt der Kluge nach und leidet gedultig das Unrecht; damit sie ihn nicht noch ärger verfolgen. — Aber die Pflicht erfordert es auch, sich so zu gewöhnen, daß man nicht für jedes erlittene Unrecht Genugthuung haben zu müssen glaubt; da wir mit der Strenge des Gesezes doch nicht bei Jedermann durchdringen können, und durch ein solches strenges Verfahren uns selbst gar oft grosen Schaden und

viele

viele Unannehmlichkeiten zuziehen würden. Da wir auch schuldig sind, für unsere eigene Wohlfarth zu sorgen; so ist es auch in dieser Rüksicht unsere Schuldigkeit, zuweilen Unrecht mit Gedult zu leiden; dadurch verhüten wir viele ferneren Unannehmlichkeiten. Es hat dich z. B. einer deiner Vorgesezten mit Worten beleidigt, und du willst nun nach der Strenge mit ihm verfahren, verklagst ihn, erhältst auch für diese Beleidigung Genugthuung; so wird er dir dieses lange nachtragen, und hernach tausend Gelegenheiten finden, dich noch empfindlicher zu kränken und zu beleidigen, auf eine so geschikte und verstekte Art, daß du ihm solche Beleidigungen nicht einmal beweisen, und folglich auch keine Genugthuung dafür verlangen kannst. Du machst dich dadurch selbst unglüklich, handelst also nicht nur unklug, sondern auch unrecht. Je mehr sich der Mensch seiner inneren Güte des Herzens und der Rechtschaffenheit seiner Gesinnungen bewußt ist; desto gelassener wird er das Unrecht leiden können. Spott und Verleumdung wird ihn weniger anfechten, wann er solches nicht verdient zu haben sich bewußt, und dabei so bescheiden ist, daß er sich noch lange nicht für vollkommen hält, sondern sich noch mancher, vielleicht ihm selbst unbewußter Fehler schuldig giebt. Der

Verleumder wußte nicht alle meine Fehler, denkt er; sonst würde er noch mehr Uebels von mir gesprochen haben. Ist er aber fest überzeugt, daß er ihm mit Unrecht etwas Böses nachgeredet hat; so begnügt er sich mit der Rechtfertigung, die er vor seinem Gewissen und vor seinem Gott ablegen kann. Bringt ihn Jemand unrechtmässiger Weise um das Seinige, ohne daß er Mittel und Wege ausfindig machen könnte, es wieder an sich zu bringen; so wird er sein Gemüth bald wieder beruhigen können, weil er sein Herz nicht an das Irdische gehängt hat, und es gelassen verlieren kan. Das Bewußtseyn, mit Unrecht zu leiden, wird das Gemüth eines Jeden empören; aber den wahren Weisen, den bescheidenen, gedultigen Rechtschaffenen wird eben dieses Bewußtseyn auch wieder besänftigen und beruhigen. — Ja wir sollen uns gewöhnen, in dieser unvollkommenen Welt Unrecht gelassen leiden zu können, wo Würdigkeit und Vergeltung, Verdienst und Belohnung so selten in dem gehörigen Verhältnis stehen. Dadurch werden wir immer begieriger nach einem künftigen ewigen Stande der Vergeltung werden: unser Glaube an ihn wird dadurch immer fester gegründet werden, wenn wir uns bewußt sind, ein besseres Schiksal verdient zu haben, und

von

von der Welt mit Undank, mit Beleidigung, Bedrükung, Verfolgung, Spott und Verachtung belohnt worden zu seyn.

Das arme jüdische Volk muste sehr oft Unrecht und Gewaltthätigkeiten von fremden Völkern leiden. So wurde es auch von einem syrischen Könige Antiochus ohne Ursache angegriffen, und sehr grausam behandelt. Er kam nach Jerusalem mit einem grosen Kriegsheer, gieng in den Tempel und raubte daraus alle Kostbarkeiten. Viele Juden lies er tödten, und machte die jüdische Religion zu Spott und Hohn. Die geraubten Kostbarkeiten nahm er mit sich nach Haus, und nach zwei Jahren schikte er einen Feldherrn, der den Juden versprach, sie schonend zu behandeln, wenn sie ihn gutwillig in die Stadt Jerusalem einliessen. Sie thaten es; aber er hielt sein Versprechen nicht, sondern plünderte die Stadt aus, brachte viele Leute ums Leben, verhinderte die Juden an der Ausübung ihres Gottesdienstes, und verschanzte sich in der Stadt mit seinen Leuten, aus welchen Verschanzungen sie von Zeit zu Zeit räuberische Ausfälle thaten. Einige Zeit hernach ergriff Antiochus noch gewaltsamere Maasregeln gegen den jüdischen Gottesdienst: er befahl im Tempel zu Jerusalem Schweine zu opfern, welche Thiere den Juden

doch

doch so sehr zuwider sind; er führte den Gözendienst zu Jerusalem mit Gewalt ein, und wer sich seinen Befehlen widersezte, und seiner alten Religion getreu blieb, der wurde mit dem Tode bestraft. Viele liessen sich durch dieses gewaltsame Verfahren zum Abfall von der jüdischen Religion, und zum Uebergang zur heidnischen bewegen; aber viele andere blieben ihrer alten Religion getreu, und litten mit Gedult dieses grose Unrecht.

Heftige Leidenschaften sind schädlich und sündlich.

Unter Leidenschaften sind eigentlich solche heftige Gemüthsbewegungen zu verstehen, welche dem Menschen schon sehr zur Gewohnheit geworden sind, oder schon tiefe Wurzel in seinem Gemüthe gefaßt, und sich seiner Seele schon völlig bemächtigt haben. Ein sehr leidenschaftlicher Mensch wird seine Reden und Handlungen nicht völlig in seiner Gewalt haben, sondern von der Traurigkeit, dem Zorn, dem Eigennuz oder von andern Leidenschaften hingerissen werden, und selten sein Verhalten nach vernünftigen Grundsäzen einrichten. Also sind die Leidenschaften schon in dieser Rüksicht sündlich, weil sie die Würksamkeit der Vernunft stören, und manchen zu allerlei ungerechten

rechten und thörichten Handlungen verleiten. Aber auch aus der Ursache sind sie sündlich, weil sie der Gesundheit sehr schädlich sind; denn wer seiner Gesundheit schadet, der begeht eben dadurch eine Sünde. Daß sie aber der Gesundheit schaden; das lehret die Erfahrung. Wer sich oft heftig erzürnet, wie elend sieht der gewöhnlich aus, und wie übel befindet er sich nach jeder Aergernis! Wer dem Eigennuz und Geiz leidenschaftlich zugethan ist, der wird auch selten stark, munter und gesund seyn, sondern gewöhnlich ist er schwächlich. Wer einer grosen Traurigkeit lange Zeit nachhängt, der zehret ab, wie ein Fieberkranker, und mus endlich für Betrübniß sterben. Aber der Leidenschaftslose kann am besten gedeihen und stark werden; er kann vergnügt in seiner Seele, und gesund am Körper seyn, und sich seines Lebens freuen. Sich von Leidenschaften frei zu machen, das ist deswegen sehr schwer, weil sie nicht völlig von unserm freien Willen abhängen, sondern vornehmlich angebohrene Naturfehler sind; die durch den Gebrauch und die Anwendung der Vernunft zwar eingeschränkt, aber nicht ganz abgelegt und unterdrükt werden können. Wer von Natur sehr heftig und zum Zorne geneigt ist, bei dem wird z. B. der Zorn bald zur Leidenschaft

werden

werden, wenn er ihm nicht ernstlich vorbeugt und entgegen arbeitet; will er nun diese Leidenschaft wieder ablegen, so wird ihn dieses eine unsägliche Mühe kosten, bis er sich nur einigermassen davon befreit; hingegen ein anderer, der keine so heftige Gemüthsart hat, wird dieser Leidenschaft leicht widerstehen können; aber vielleicht einer andern unterworfen seyn, vielleicht auch gar keine herrschende Leidenschaft haben, sondern in einer glüklichen Leidenschaftlosigkeit leben. — Man meide die Gelegenheiten, wobei die herschende Leidenschaft zu entstehn pflegt, so wird man sie leichter unterdrüken oder doch wenigstens einschränken können. Läßt sich diese aber nicht immer vermeiden, so wende man ernstliche Kraft an, um ihr entgegen zu arbeiten. Diese Kraft zum Widerstand gegen das Böse besizt doch jeder Mensch, der eine in grösserem, der andere in geringerem Maase; folglich kann auch Jeder durch den Gebrauch dieser Kraft immer mehr Herr über sich selbst werden, sich immer mehr über seine sinnliche Natur erheben, und nach vernünftigen Grundsäzen, denken, reden und handeln.

Antiochus, König von Syrien, hatte lange Zeit glükliche Kriege geführt: endlich ward sein Heer von den Israeliten aufs Haupt geschlagen. Als der König diese böse Nachricht erhielt,

erhielt, so erschrak er sehr darüber, hernach verfiel er in eine grose Betrübniß und zulezt bemächtigte sich Furcht seiner Seele. Sich seiner vielen Uebelthaten und Ungerechtigkeiten bewußt, fürchtete er die wohlverdienten Strafen, welche ein höchster Richter über die Gottlosen bringt. Er fiel also aus einer heftigen Gemüthsbewegung in die andere; aus dem Schreken in Traurigkeit, und aus der Traurigkeit in Furcht, so daß er auch nicht mehr schlafen konnte, und merkte, daß sein Ende nahe sey. Darum lies er seine Freunde zu sich kommen, und sprach zu ihnen: ach wie hat sichs so gar mit mir umgekehrt! So lange ich regiert habe, habe ich Freude und Sieg gehabt, und bin bei den meinigen auch lieb und werth gewesen. Aber nun bin ich so herzlich betrübt und gedenke an das Uebel, das ich zu Jerusalem gethan habe, da ich alle goldene und silberne Gefässe aus dem Tempel wegführte, und lies unschuldige Leute in dem jüdischen Lande tödten. Daher kommt mir jezt alles Unglük, und mus von dieser Traurigkeit sterben. Bald darauf gab er seinen Geist auf.

Meineid.

Der Meineid bestehet darin, wenn Jemand vor seiner Obrigkeit oder deren Stellvertreter

Gott

Gott zum Zeugen einer Unwahrheit anruft, die er für Wahrheit ausgiebt, oder Gott zum Zeugen eines Versprechens anruft, das er hernach nicht hält, ob er es gleich halten könnte, und wenn er nun Gottes zeitliche und ewige Strafen über sich fordert, im Falle daß er die Unwahrheit aussage. Es ist gewis eine grose Sünde, und es gehört eine grose Gewissenlosigkeit dazu, gleichsam im Angesichte des allwissenden Gottes zu lügen. Zwar ist jede andere Lüge ohne Eid auch unrecht; aber der Lügende denkt vielleicht nicht an den allwissenden Gott, indem er lügt, er bereut vielleicht bald wieder diese Sünde, wann er sich an Gott erinnert, der alle Gedanken der Menschen weis. Er lügt auch nicht vor seiner Obrigkeit, wie der Meineidige. Die Obrigkeit läßt Niemand ohne eine wichtige Ursache schwören; darum ist Jeder streng verbunden, der Obrigkeit in solchen wichtigen Fällen die Wahrheit zu sagen, wo viel darauf ankommt, daß die Wahrheit herausgebracht werde, und wo von der Entdekung der Wahrheit manchmal Ehre, zeitliches Vermögen, Zufriedenheit und Gewissensruhe, ja das ganze Glük eines Menschen abhängt. — Es ist sonderbar, daß oft Meineidige auf Lebenslang ihre Heiterkeit und Gemüthsruhe verlieren, und oft noch lange nach ihrem Meineid,

eid, wann sie in traurige Umstände oder in gefährliche Krankheiten gerathen, ihre Sünde zu bekennen von groser Gewissensangst angetrieben werden. Das zeigt doch an, daß sie es selbst für keine Kleinigkeit halten, so frech und frevelhaft vor Gott zu lügen, und daß, fast nach dem allgemeinen Menschenurtheil, der Meineid sehr unrecht ist. Ein allgemeines Urtheil hat doch immer sehr viel für sich. Es giebt wirklich wenige, welche sich leichtsinnig erfrechen, falsch zu schwören: meistens wird der falsch schwörende dadurch zu dieser Sünde angetrieben, daß er sich durch den Meineid einen grosen Vortheil verschafft, oder einem grosen Unglük und einer schweren Strafe dadurch entgehet. Selbst rohe, boshafte Menschen beben oft vor dem Meineid zurük, und werden von einer grosen Angst ergriffen, die sie zu dem Bekenntnis der Wahrheit antreibt, wann sie eben diese feierliche Handlung begehen sollen; ob sie gleich vorher Willens waren, falsch zu schwören. Der Meineid mus also doch keine geringe Sünde seyn. — Wer falsch schwören kann, bei dem mus alle Religiosität, alle Ehrfurcht vor Gott, aller Glaube an eine gerechte Weltregierung und alles Gefühl für Recht und Unrecht erstorben seyn; dürre, wüste und öde mus es in seinem Herzen aussehen, die Mensch-

heit mus gewissermassen von ihm gewichen seyn. Wer wird nicht von Ehrfurcht gegen seinen Urheber und gegen seine Gebote, und von Abscheu vor der Sünde ergriffen, wenn er seine Gedanken auf das heilige, gerechte, gütige, allwissende Wesen richtet, unter dessen Regierung alle unsere zeitlichen und ewigen Schiksale stehen? Selbst der, welcher noch an seinem Daseyn zweifeln kann, mus doch in dem Falle, daß es sollte vorhanden seyn, demuthsvoll seine Gedanken zu ihm erheben. Da aber doch schwerlich Jemand sich erkühnen mag, das Nichtseyn Gottes beweisen zu wollen; so muß die Ruchlosigkeit des falschschwörenden grenzenlos seyn, wenn er auch gleich an Gottes Daseyn zweifeln sollte; (mit Ueberzeugung kann es doch Niemand leugnen.) Das Herz dessen mus gegen alles religiöse Gefühl verhärtet seyn, der Gott zum Zeugen einer Unwahrheit oder eines Versprechens, das nicht gehalten wird, anrufen kann, und dabei das Daseyn Gottes noch für möglich hält, wenn er auch nicht fest davon überzeugt seyn sollte — Der, welcher im Begriff ist, einen falschen Eid abzulegen, bedenke doch nur, wie thöricht er handeln will, wenn ihn auch die Unruhe seines Gemüths die Sündlichkeit dieser Handlung nicht in ihrer ganzen Grösse sich vorstellen läßt: er raubt

sich,

sich, vielleicht um einer Schande zu entgehen, die doch nach und nach durch die Länge der Zeit aus dem Andenken seiner Mitmenschen verwischt wird, seine Gemüthsruhe und Heiterkeit auf Lebenslang; und ungestraft wird seine Sünde in der Ewigkeit auch nicht bleiben. Um eines zeitlichen Glüks willen sezt er durch den Meineid sein Gemüth in eine solche Verfassung, daß es zu dem Genusse jedes zeitlichen Glüks unfähig wird. Er glaubt sich vielleicht diese schwere Sünde mit der Zeit aus dem Sinne schlagen zu können. Wenn er nur noch einigermassen ein Mensch ist, dessen Gewissen noch nicht ganz verhärtet ist; so bethöre er sich doch ja nicht mit diesem leidigen Trost. Er irrt sich sehr: schwere Sünden rächen sich erst am allermeisten durch Gewissensangst in der fernen Zukunft, erst nach Verlauf mehrerer Jahre wird die Unruhe des Gemüths und der innere Vorwurf, den er sich selbst macht, recht peinigend werden; wann vielleicht Niemand mehr an seine Sünde denkt, die er durch den Meineid begangen hat, und weswegen ihn Anfangs Jeder in stillschweigendem Verdacht hatte; so denkt er doch noch selbst daran, denkt an sie mit schreklicher Angst, ob sie gleich Niemand mit Gewisheit weis, als er, und das erhabene, heilige Wesen, das er zum Zeugen einer

Unwahrheit angerufen hat. Der innere Richter, das Gewissen, läßt sich so leicht nicht übertäuben und zum Stillschweigen bringen, wenn er schwere Verbrechen zu ahnden hat. — Nein, kein zeitlicher Vortheil, keine falsche Furcht und Schaam für dem Bekenntnis eines begangenen Fehlers, überhaupt kein Beweggrund müsse stark genug seyn, uns zu einer so grosen, und für unsere eigene Gemüthsruhe nachtheiligen Sünde zu verleiten, die sich so schreklich durch sich selbst bestraft, und dem, der sie ausübt, auf Lebenslang seine Ruhe und Zufriedenheit raubet.

Nach dem Tode des Antiochus kam sein Sohn Antiochus zur Regierung in Syrien. Dieser grif auch das jüdische Volk mit einer grosen Kriegsmacht an, und belagerte lange Zeit eine Burg der Juden, welche auf einem Berge, Sion genannt, war. Die Juden vertheidigten sich darin herzhaft. Endlich kam die Nachricht, daß in dem Reiche des Antiochus Unruhen ausgebrochen waren, und daß ein gewisser Philippus nach der Herrschaft strebte. Das bewog den König Antiochus, seine Rükreise zu beschleunigen; vorher aber that er den Juden in Sion den Antrag mit einem Eide, Friede mit ihnen zu machen, weswegen sie nur heraus aus der Festung zu ihm kommen

men sollten, ohne etwas Feindseliges von seiner Seite zu fürchten. Die Juden traueten seinem Eid, kamen heraus zu ihm, und nun zog Antiochus mit seinem Heere hinein und übte eine offenbare Feindseligkeit dadurch aus gegen seinen Eid, daß er die Mauern niederreissen lies; so daß man sich in Zukunft nicht mehr darin halten und vertheidigen können sollte, und hernach zog er ab in sein Reich gegen den Philippus.

Ueber keine fremde Religion sollen wir spotten.

Jeder hält seine eigene Religion für die beste und vernünftigste; Jeder weis etwas auszusezen und zu tadeln an einer fremden Religion, wenigstens ist Niemand eine frembe Religion eben so ehrwürdig und heilig, als seine eigene; Jeder sieht leichter die Mängel und das Unzwekmässige anderer Religionen ein, als die Mängel seiner eigenen, worin er von Jugend auf unterrichtet worden ist. Diese Vorliebe zu seiner Religion ist so wenig tadelnswerth, daß sie vielmehr für ein Zeichen von Religiosität zu halten ist, und insofern ganz löblich ist. Die Geringschäzung gegen fremde Religionen verliert sich auch, je mehr der Mensch an Weltkenntnis gewinnt: dadurch lernt er

einsehen, daß es in jeder Religion rechtschaffene, Gott wohlgefällige Menschen giebt, und daß also jede Religion gewissermassen ehrwürdig und heilig ist; wenn die darin üblichen gottesdienstlichen Gebräuche nur nicht geradezu der Vernunft zuwider sind, wie z. B. die göttliche Verehrung der Thiere, welche bei den alten Egyptiern gebräuchlich war. Ehrwürdig können dergleichen vernunftwidrige Gebräuche freilich nicht seyn; wenn wir aber sehen, daß ein Mensch auf irgend eine Art Gott zu dienen sucht, wäre sie auch vernunftwidrig und lächerlich; so sind wir, die wir vielleicht bessere Einsichten in die Religion haben, als er, keinesweges befugt, ihn deswegen zu belachen und zu verspotten, noch weniger, ihn darin zu stören und zu hindern: ja wir versündigen uns schwerlich an ihm, wenn wir ihm auf diese Art ein Hinderniß in den Weg legen und ihm einen Anstoß und Aergerniß geben. Wir machen uns dadurch bei ihm nicht nur verächtlich, sondern wir erscheinen dann in seinen Augen als ruchlose, abscheuliche, gottvergessene Menschen, wenn wir das, was ihm heilig ist, verspotten; als Menschen erscheinen wir ihm, welche gar keine Religion haben; weil er das Wesentliche der Religion nicht unterscheiden kann von dem Ausserwesentlichen,

und nicht einsieht, daß wir dennoch Religion haben können, wenn wir gleich nichts auf Nebensachen in der Religion halten. Ja es können Fälle eintreten, in welchen wir sogar manche unzwekmässige Religionsgebräuche mitzumachen schuldig sind, um nicht irreligiös zu scheinen und um uns nicht den Haß und die Verfolgung anderer zuzuziehen.

Nikanor, ein Feldherr des Königs Antiochus, ward mit einem grosen Kriegsheer gegen das israelitische Volk abgesandt, es zu unterjochen; er ward aber von einem jüdischen Heerführer Judas überwunden, worauf er sich auf den Berg Sion in die daselbst befindliche Burg flüchtete, wo wahrscheinlich, die Mauern wieder hergestellt worden waren, welche der meineidige Antiochus hatte niederreissen lassen; so daß man sich daselbst vertheidigen konnte. Die Priester, welche sich in der Burg befanden, kamen dem Nikanor entgegen, ihn freundschaftlich zu empfangen, und opferten vor ihm. Anstatt daß er ihren guten Willen hätte erkennen sollen aus ihrem Opfer, welches eigentlich ihm zu Ehren geschah; so verspottete er ihre Religionsgebräuche, lästerte und entheiligte auch die Opfer auf allerlei Art und Weise; wodurch sich die Priester auf das Aeusserste gekränkt fühlten. Wenn ihm auch

diese

diese Opfer, nebst den übrigen Religionsgebräuchen der Juden wirklich lächerlich und unnöthig zu seyn schienen; so hätte er doch bedenken sollen, wie empfindlich für die Juden Spott und Lästerungen gegen diese, ihnen heilige Gebräuche seyn mußten, und deswegen solches lieber unterlassen sollen.

Mitleiden.

Das Mitleiden ist eine Eigenschaft, welche nicht blos von dem freien Willen, sondern hauptsächlich von der Sinnlichkeit abhängt: manche Menschen, die sehr empfindlich sind, und reizbare Nerven haben, sind stark zum Mitleiden gestimmt; so bald sie nur einen Menschen oder ein Thier leiden sehen, so fühlen und leiden sie mit ihm, sie sezen sich an die Stelle desselben, helfen ihm auch, vielleicht nur deswegen, um sich selbst des Mitleidens zu entledigen, das für sie eine unangenehme Empfindung ist. Dann üben sie dadurch eben keine Tugend aus; wiewohl dieses Mitleiden meistens ein Zeichen von einem guten Charakter oder edlen Gemüthsart ist: wer mitleidig ist, der ist meistens auch gut und rechtschaffen; einzelne Ausnahmen giebt es wohl auch, daß nehmlich ein mitleidiger Mensch, der kein Thier kan leiden sehen, oft Menschen verfolgt,

verfolgt, beleidigt, haßt, und ihnen Schaden zufügt, wenn sie ihn unvorsäzlich beleidigt, seinen Ehrgeiz gekränkt oder ihm sonst nicht zu Gefallen gelebt haben. Zu dem Mitleiden kann aber auch die Vernunft und der freie Wille etwas mitwürken: man kan sich vorsäzlich in Lagen und Umstände versezen, welche das Mitleiden befördern, und vermittelst des Mitleidens uns zur Erfüllung der Pflicht der Wohlthätigkeit, der Barmherzigkeit, der Dienstfertigkeit antreiben. Ein mitleidiges Herz ist ein vortrefliches Hülfsmittel zur Ausübung der thätigen Menschenliebe; wer mitleidig ist, dem werden manche Pflichten viel leichter, als dem Gefühllosen. Wenn aber der leztere dennoch Menschenliebe ausübt, ob er gleich nicht dazu geneigt war und nicht durch das Mitleiden dazu angetrieben worden ist; so ist diese seine Tugend doch von grösserem Werth und besserem inneren Gehalt, als die Wohlthätigkeit dessen, der durch das Mitgefühl dazu angetrieben wurde; weil sie den Gefühllosen mehr Ueberwindung kostete, als den Gefühlvollen: denn eine Tugend, deren Ausübung uns viel Ueberwindung und Anstrengung kostet, ist allemal edler, als eine leichte Tugend. Wer kann wissen, ob der Mitleidige auch die Pflichten der Menschenliebe gegen solche erfüllen wird,

denen

denen er nicht gewogen ist, und gegen welche er also kein Mitleiden empfindet? vielleicht würde er fähig seyn, diese hülflos umkommen und im Elend verderben zu lassen. Daß das Mitleiden, als bloses Gefühl, keine Tugend ist, das erhellet schon daraus, daß auch manche Thierarten eine Art von Mitleiden empfinden, wann sie ihres gleichen leiden sehen, und dem Leidenden auch zu Hülfe kommen. Wer wollte hier sagen, daß sie solches aus Pflicht thäten, und eine Tugend ausübten? Sie thun es aus blosem Naturtrieb; weil sie selbst eine unangenehme Empfindung haben, wann sie ihres gleichen leiden sehen, so kommen sie diesem zu Hülfe. Eben so wenig ist das Mitleiden bei den Menschen eine Tugend zu nennen, wenn es bloses Mitgefühl ist, und nicht aus vernünftigen Grundsäzen entspringt, oder nicht wenigstens damit verbunden ist; sollte es auch nicht daraus entsprungen seyn. — Der Mitleidige, der es blos aus Gefühl ist, wird zwar der Noth seines Nächsten, die er vor Augen hat, abzuhelfen bald geneigt seyn; wenn er sie aber nicht selbst sieht, und nur blos davon hört; so wird sein Gefühl dadurch nicht rege gemacht werden, und er wird nicht so bereitwillig zur Hülfe seyn. Hingegen der, welcher aus vernünftigen Grundsäzen und aus Pflicht

seinem

seinem Nächsten hilft, wird keinen Unterschied machen zwischen den gegenwärtigen und abwesenden Hülfsbedürftigen. — Man suche jedoch ja nicht das Gefühl des Mitleidens in seiner Seele abzustumpfen und zu unterdrüken, weil es an und für sich keine Tugend ist. Kein einziges Gefühl verdient Tugend zu heissen; aber ihrer viele sind doch Beförderungsmittel der Tugend. So ist auch das Mitleiden, als ein Beförderungs- und Erleichterungsmittel der Wohlthätigkeit, ein sehr wünschenswerthes und edles Gefühl, das wir sorgfältig in uns zu nähren und zu erhalten suchen müssen. Immer sollen wir uns, vermittelst der Einbildungskraft, in die Lage des Leidenden versezen, uns seine Schmerzen, seine Armuth mit allen ihren üblen Folgen, oder ein anderes Leiden, worin er sich befindet, recht lebhaft vorstellen und bedenken, daß wir selbst wohl auch einmal in eine ähnliche Lage kommen können. Wie wohl wird uns dann das Mitgefühl theilnehmender Seelen zu Statten kommen! Den Eigennuz und die Selbstsucht, dieses grose Hindernis des Mitleidens, sollen wir nach Möglichkeit einschränken, um des Nächsten willen manche eigene Vortheile aufgeben, und einen Theil unseres Vermögens, so wie einen Theil unserer Kräfte zum Besten des Nächsten anwenden.

Dar-

Daraus wird für uns hernach das labende Gefühl der Mitfreude entstehen, wann wir den Dank, die Zuneigung und Liebe, das Vergnügen und Wohlbefinden dessen ansehen und anhören, dem wir geholfen haben, und der durch unsere Bemühung aus einem unglüklichen Menschen ein zufriedener, glüklicher und vergnügter Mensch geworden ist. Dieses Gefühl der Mitfreude ist viel edlerer Art, als die Wollustgefühle des Selbstsüchtigen, der nur immer für sein Vergnügen sorgt, unbekümmert um anderer Noth; ja es ist auch sogar viel angenehmer, weil es dauerhafter ist, und nicht von unangenehmen Folgen abgelößt wird, wie so manches Wollustgefühl des Selbstsüchtigen; ob es gleich nicht so rauschend und stark ist, als diese leztere Art von Vergnügen. Also belohnen sich die Aufopferungen des thätig Mitleidigen, der nicht blos durch Worte, sondern durch Hülfe seine Theilnehmung zu erkennen giebt, von selbst durch die darauf folgende Selbstzufriedenheit und durch die Mitfreude mit dem, den wir durch unsere Hülfe erfreuet haben.

Als das jüdische Volk hart verfolgt und geplagt ward von den benachbarten heidnischen Völkerschaften; so that sich ein jüdischer Oberpriester Simon durch seine Klugheit und Tapferkeit gegen die Feinde ganz vorzüglich hervor;

noch

noch besser und edler zeigte er sich aber durch seine menschlichen und mitleidigen Gesinnungen, welche zu den damaligen rohen Zeiten im Kriege etwas Seltenes waren.

Er belagerte und erstürmte einst eine Stadt Gaza. Nachdem er einen Thurn erstiegen hatte, und die, welche auf dem Thurm waren, für Furcht und Schreken in die Stadt herunter gesprungen waren; so entstand in der Stadt ein allgemeines Jammern und Wehklagen. Das Volk lief auf die Stadtmauern, sie zerrissen für Schreken und Niedergeschlagenheit ihre Kleider. (Das pflegte man damals zu thun, zum Zeichen irgend einer heftigen Gemüthsbewegung.) Sie schrien, baten um Gnade und sprachen: strafe uns nicht nach unserer Bosheit, sondern sey uns gnädig; so wollen wir gern gehorsam seyn. Es war damals nicht gebräuchlich, das Leben der Feinde zu verschonen bei der Eroberung einer Stadt; man pflegte sehr unbarmherzig zu verfahren bei solchen Vorfällen, und den Unschuldigen mit dem Schuldigen zu tödten. Aber Simon ward hier von Mitleiden gegen diese Unglüklichen ergriffen: er erbarmte sich über sie und verschonte ihr Leben. In der Burg auf dem Berge Sion waren auch noch Heiden eingeschlossen, welche grosen Mangel und Hunger

darin litten. Diese baten den Hohenpriester Simon ebenfalls um Gnade, und ergaben sich. Jeder anderer würde, nach der damaligen rauhen Sitte, diese Gefangenen haben umbringen lassen; aber Simon erbarmte sich ihrer, aus Mitleiden schenkte er ihnen das Leben und lies sie in ihr Land ziehen.

Niederträchtigkeit und Treulosigkeit.

Das Wort niederträchtig ist zusammen gesezt aus niedrig und trachten oder streben: ein niederträchtiger Mensch ist ein solcher, der niedrige, schlechte Gesinnungen hat, und auf eine unedle Art nach irgend etwas trachtet oder strebt. Die Niederträchtigkeit steht der Grosmuth und den erhabenen, edlen Gesinnungen entgegen. Gewöhnlich ist der Niederträchtige ehrvergessen und gleichgültig gegen Schande, und Lob. Er schämt sich nicht, vor der Welt als ein schlechter Mensch zu erscheinen. Darnach streben doch die meisten lasterhaften Menschen, ihre Bosheit vor der Welt zu verbergen, und wenigstens hüten sie sich, daß man ihnen ihre Verbrechen nicht offenbar beweisen und vorwerfen kann: aber der Niederträchtige erscheint ohne Schamhaftigkeit als ein böser Mensch; er verhelet seinen Eigennuz nicht, er macht kein Geheimniß aus seinen Ausschweifungen. Er gebrau-

brauchet, ohne sich zu schämen, allerlei kleinliche, unerlaubte schändliche Mittel zur Erreichung seiner Absichten. Wenn man ihn verlacht, verachtet, ihm seine Schlechtigkeit vorhält, was ist ihm daran gelegen? was fragt er nach der Meinung, welche andere von ihm haben? wenn er nur seine unerlaubten Absichten erreichen kann, so ist er schon zufrieden. Er äussert seine Niederträchtigkeit auf allerlei Art: durch Geiz, durch Betrug und Ungerechtigkeit; durch ein schmuziges, äusseres Aussehen und Unreinigkeit; durch Entbehrung der nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens; durch übertriebene Demüthigung vor denen, welche er zur Durchsezung seiner Plane braucht, so wie auch durch Troz, Grausamkeit und Treulosigkeit gegen die, welche er entbehren zu können glaubt; wenn sie ihm vorher gedient haben, so trägt er auch kein Bedenken, undankbar zu seyn. Diese genannten Laster sind theils die Folgen, theils die Quellen und der Ursprung der Niederträchtigkeit. Z. B. der Geiz kann manchmal die erste Veranlassung dazu seyn: aus Geiz erniedrigt sich mancher zu allerlei schimpflichen Handthierungen und zu kriechenden Demüthigungen. Eine Folge der Niederträchtigkeit kann oft die Treulosigkeit seyn. Wer kein Gefühl für Schande und Ehre hat, der ist auch unverschämt ge-

nug,

nug, den, der ihm vorher gedient hat, und den er aus Dankbarkeit, oder vermöge eines ihm gegebenen Versprechens freundschaftlich behandeln sollte, anzufeinden, zu beleidigen, zu verfolgen und feindselig zu behandeln. — Wer niederträchtig und treulos handeln kann, der zeigt sich als einen grundbösen Menschen, der zu den meisten Lastern fähig ist, und dem nicht leicht ein Verbrechen zu groß seyn wird. Man hat gegründete Ursache, seinen Umgang und seine Bekanntschaft nicht nur als gefährlich zu meiden, sondern auch als höchst lästig und beschwerlich zu fliehen. Durch keine Freundschaftsdienste wird man sein Herz gewinnen und zur Dankbarkeit stimmen und rühren können; durch keine Verträge und Versicherungen von seiner Seite wird man für seiner Tücke und Bosheit gesichert werden. Sein liebes Ich wird er über alle Pflichten erheben, nur für sich selbst wird er immer besorgt seyn. Wem sollte nicht ein solcher selbstsüchtiger Gesellschafter lästig seyn, dessen ängstliche Sorgfalt für sich selbst aus seinem ganzen Betragen hervorschimmert? Wer sollte den Niederträchtigen und Treulosen nicht meiden?

Antiochus war von einem gewissen Tryphon seines Königreichs beraubt und vertrieben worden. Um sich wieder seines Reichs zu bemächtigen,

tigen, sammlete er eine auswärtige Macht und griff den Tryphon an. Er sah aber wohl ein, daß das jüdische Volk ihm bei diesem Unternehmen grose Schwierigkeiten in den Weg legen konnte, wenn es wollte; darum schrieb er einen sehr freundschaftlichen Brief an den jüdischen Hohenpriester Simon; worin er ihm versprach, ihm sein ganzes Reich mit allen festen Pläzen, die er darin angelegt hätte, frei und unangetastet zu lassen, wofern er in seinem Unternehmen glüklich seyn, und wieder Herr in seinem Reiche werden würde. Simon trauete diesem Niederträchtigen, und lies ihn ungehindert sein Unternehmen ausführen. Dieses gieng glüklich von Statten: Tryphon flüchtete sich an das Meer in eine feste Stadt Dora, worin ihn Antiochus belagerte. Simon schikte dem König Antiochus hier zwei tausend Mann zu Hülfe; aber der, durch sein bisheriges Glük trozig gewordene König nahm solche nicht an und begegnete dem Simon sehr übel. Er schikte einen gewissen Athenobius zu Simon, der von ihm mit vielem Troz die Herausgabe verschiedener Städte verlangte; oder, im Falle daß sie dieses nicht thun wollten, eine grose Summe Geldes forderte. Wenn sie aber auch diese Summe nicht geben wollten, lies ihm der niederträchtige und treulose Antiochus sagen, so würde er das jüdische Land mit Krieg

überziehen. Simon verweigerte beides. Darauf schikte Antiochus einen gewissen Cendebäus in das jüdische Land mit einem grosen Kriegsheer, welcher darin sehr übel hausete und viel Volk umbrachte.

Pflichterfüllung mit Verlust des Lebens.

Der Fall kann in dem menschlichen Leben auch zuweilen kommen, daß der Mensch sein Leben entweder in die augenscheinlichste gröߟeste Gefahr sezen muß, bei der Erfüllung seiner Pflichten, oder daß er sich völlig aufzuopfern und in den Tod zu stürzen schuldig ist. Diese Pflicht ist aber so schwer, daß der, welcher sie ausüben soll, nothwendig von einem künftigen Leben und von dem Daseyn eines gerechten Vergelters überzeugt seyn muß; sonst kann er seine natürliche Liebe zum Leben schwerlich aus Pflicht, und ohne Hoffnung auf eine ewige Vergeltung so ganz überwinden und unterdrüken, daß er sein ganzes Daseyn über der Erfüllung seiner Pflicht hingeben, und auf diese Art sein ohnehin kurzes Erdenleben endigen sollte. Es giebt andere Pflichten, (ja die meisten sind von dieser Art) welche sich von einem rechtschaffenen Manne ganz wohl ohne Hoffnung auf Belohnung ausüben lassen, und zu deren Erfüllung der Glaube an Gott, Vorsehung und Ewigkeit

nicht schlechterdings erforderlich ist. Wenn bei manchen Pflichten auch das Pflichtgefühl nicht allein zu ihrer Vollbringung antreibt, so sind es, ausser dem aus der ewigen Vergeltung hergenommenen Beweggrund, noch viele andere Beweggründe, die dazu mitwürken können. Man kann z. B. seinem Nächsten dienen, aus Pflicht; oder auch zugleich aus der eigennüzigen Absicht, wieder Gegendienste von andern zu empfangen, und dabei kann der, welcher diese Pflicht erfüllt, dennoch vielleicht an den vornehmsten Religionswahrheiten zweifeln. Wer aber sein Leben aus Pflicht aufopfern soll, der mus an Gott, Vorsehung und Ewigkeit glauben; sonst ist ihm diese Pflicht zu schwer. Man hat zwar auch Beyspiele, daß die Furcht vor Schande, der Eigensinn, der Hochmuth, oder sonst irgend ein Beweggrund den Menschen zur Selbstverleugnung und Aufopferung seines Lebens angetrieben haben. Es stürzt sich z. B. mancher Soldat in den Tod aus blosem Ehrgeiz, um nicht die Schande der Flucht erleben zu müssen; oder in einem Anfall von Zorn und wütigem Haß gegen die Feinde; aber nichts weniger als die Pflicht treibt ihn dazu an, und er kann dabei ein Leugner der vornehmsten Religionswahrheiten seyn. Oder es kann sich Jemand aus Eigensinn aufopfern,

der z. B. lieber stirbt, als daß er bekennen sollte, daß er in irgend einem Stüke sich geirrt oder gefehlt habe. Dann hat aber eine solche Selbstverleugnung offenbarlich gar keinen Werth, ja sie ist vielmehr pflichtwidrig und unrecht. Man seze aber den Fall, daß ein Mensch, der des Lebens noch nicht müde ist, sondern eine natürliche Liebe zum Leben hat, und der auch nicht durch Eigensinn, Hochmuth, oder sonst irgend einen Beweggrund ausser dem der Pflicht, zur Aufopferung seines Lebens angetrieben wird, in die Lage kommt, wo es seine Schuldigkeit ist, dem Tode entgegen zu gehen, wird sich der wohl dazu entschliesen können, ohne Glauben an Gott, Vorsehung und Ewigkeit? Gewis nicht. Aber wenn ihn kein anderer Beweggrund ausser dem der Pflicht dazu angetrieben hat, und er stärkt sich nun in der Ausführung seiner Schuldigkeit durch den Gedanken an die ewige Vergeltung; so ist und bleibt seine Tugend, die er dann durch die Aufopferung seiner selbst ausübt, dennoch eine sehr erhabene, edle That, ob sie gleich nicht ganz rein ist; denn die Hoffnung auf die ewige Belohnung hat dazu mitgewürkt. Sie ist aber doch viel reiner, als eine, um zeitlicher Vortheile willen vollbrachte Scheintugend, und zu ganz reiner

Pflichterfüllung ist ohnehin kein einziger Mensch in diesem Leben fähig: bei jedem Rechtschaffenen darf und soll der Glaube an Gott und Ewigkeit zu der Erfüllung seiner Pflichten, und zur Unterdrükung der Selbstsucht, der übertriebenen Eigenliebe und des Eigennuzes mitwürken und darauf Einfluß haben.

Als sich Antiochus wieder in glüklichen Umständen befand, und sein Reich wieder erobert hatte; so wütete er gegen das unglükliche jüdische Volk auf eine sehr grausame Art. Er überwand sie und befahl ihnen, ihrer Religion gänzlich zu entsagen, sich zu der heidnischen Religion zu bekennen und den Gözendienst mitzumachen. Dagegen weigerten und widersezten sich die meisten auf das äusserste: sie litten lieber die härteste Verfolgung und die größten Qualen, als daß sie von ihrer Religion zu der heidnischen übergegangen wären. Besonders hat sich ein gewisser Eleasar, ein alter Schriftgelehrter, durch seine Standhaftigkeit ausgezeichnet. Man wollte ihn mit Gewalt zwingen, Schweinenfleisch zu essen; welches doch den Juden zu essen in ihrem Gesez verboten war. Aber er that es durchaus nicht, und wollte lieber sterben. Als man ihn zu seiner Marterstätte führte, so verwies er einigen Juden ihre Furchtsamkeit und ihre übertriebene Liebe zum Leben, welche sich durch Drohungen

zum Genuß des Schweinenfleisches hatten bewegen lassen. Seine Richter hätten diesen alten, ehrlichen Mann gern am Leben erhalten; darum nahmen sie ihn bei Seite, und thaten ihm den Vorschlag, sie wollten ihm, statt des Schweinenfleisches anderes Fleisch zu essen geben, das er wohl essen dürfe; er sollte es also nur essen und öffentlich sagen: dem Könige zu Ehren habe er sich entschlossen, Schweinenfleisch zu geniesen. Eine kurze Zeit bedachte er sich; endlich sagte er ihnen mit dürren Worten: tödtet mich lieber, als daß ich ein Heuchler werde. Es steht einem so alten, neunzigjährigen Greise, wie ich bin, sehr übel an, durch eine solche Heuchelei der Jugend ein böses Beispiel zu geben. Die jungen Leute würden denken: der alte Eleasar ist auch ein Heide worden, um sein Leben die kurze Zeit über, die er noch zu leben hat, zu erhalten. Wenn ich auch menschlichen Strafen dadurch entgienge, so könnte ich doch den Strafen Gottes nicht entfliehen. Nein, lieber will ich alter Mann frölich sterben, und der Jugend ein gutes Beispiel hinterlassen. — Seine Richter ergrimmten gegen ihn wegen seiner Standhaftigkeit, und liessen ihn greulich martern und auf den Tod schlagen. Als es an dem war, daß er sterben sollte, so sprach er: der Herr, dem nichts verborgen

borgen ist, weis, daß ich diesen Plagen wohl hätte entgehen können, wenn ich gewollt hätte; aber ich leide sie gern um Gottes Willen, aus Pflicht und Schuldigkeit. Darauf gab er seinen Geist auf.

Genügsamkeit.

Die Genügsamkeit ist eine Angewöhnung, an wenigem genug zu haben, und nicht nach mehrerem zu streben oder begierig zu seyn. Nicht allen Menschen ist diese Eigenschaft gleich wichtig und nöthig: wer alles, was er sich nur wünschen mag, im Ueberfluß hat, wer grose Schäze und Reichthümer besizt; der hat erstlich keine Gelegenheit und Veranlassung die Genügsamkeit zu lernen; (denn man lernt sie am besten und leichtesten durch Mangel und Armuth.) Für das andere ist die Genügsamkeit für ihn nicht so nöthig, wie für den Armen: alles, was er sich wünscht, kann er haben; warum sollte ihm die Genügsamkeit eben so sehr, wie dem Armen nöthig seyn? Eine gewisse Einschränkung, ein gewisses Maas und Ziel in jedem Freudengenuß und in jeder Art von Erdenglük ist zwar für Jedermann, und also auch für den Reichen nöthig; aber so sehr hat er doch nicht nöthig sich einzuschränken, als der Arme, und folglich ist für ihn auch ein

gerin=

geringerer Grad von Genügsamkeit nöthig. Weil aber kein Reicher versichert seyn kann, daß er seine Schäze lebenslang behalten werde; so ist es jedem Reichen anzurathen, seine Bedürfnisse lieber einzuschränken, als zu vermehren. Es können Zeiten kommen, da er aus Noth sich einschränken muß, in Speise, Trank, Kleidung und andern Stüken. Feuer, Wasser, Diebe und dergleichen mehr kann ihm seine Güter rauben. Hat er sich nun vorher an ein üppiges Leben gewöhnt, wie ungewohnt wird es ihm dann seyn, schlechter, wie gewöhnlich zu leben! wie schwer wird es ihm dann werden, die Genügsamkeit zu lernen! Er seze sich also in Zeiten in einen solchen Gemüthszustand, daß er sich an keinen Freuden- und Sinnengenuß, an keine Bequemlichkeit allzu stark gewöhne; daß er wohl auf eine erlaubte Art mitmacht, so lang er kann und es seine Umstände gestatten, daß er aber solche Vergnügen und Bequemlichkeiten auch entbehren kann. Mus er sie dann einst entbehren, so kommt ihm solches sehr wohl zu Statten. — Aber die Genügsamkeit ist doch eigentlich eine Tugend für die Armen: der Arme hat die meiste Ursache, seine Bedürfnisse zu vermindern, Verzicht zu thun auf manche Freuden und Annehmlichkeiten des Lebens, und sich an eine rauhe und harte Lebensart

zu

zu gewöhnen, mit geringer Kost vorlieb zu nehmen, sich einfacher und wohlfeiler Kleidung und Wohnung zu bedienen, in allen Stüken sparsam zu leben. — Mancher, der an ein kostbares Leben gewöhnt ist, hält es für ganz unmöglich, sich einzuschränken und eine andere Lebensart anzufangen; und wenn er dieses auch für möglich hält, so denkt er doch, es müsse äusserst unangenehm seyn, eine einfache Lebensart zu führen. In beiden Stüken irrt er sich. Erstlich ist dieses gar wohl möglich: der Mensch kann sich, zwar nicht an alles, aber doch wirklich an sehr vieles gewöhnen. Ernste Anstrengung, Selbstüberwindung, Noth, und aus Noth lange Zeit fortgesezte Einschränkung vermag gar viel, um den Schwelger mässig, den Verschwender sparsam, den Ungenügsamen genügsam zu machen. Das lehrt auch die Erfahrung: man hat ja viele Beispiele von einer solchen Veränderung der Menschen, also mus sie doch möglich seyn. Für das andere ist eine solche Einschränkung, wenn sie einige Zeit fortgesezt worden ist, auch lange nicht so unangenehm, als sich mancher vorstellt. Ein schwelgerisches Leben hat bei allen seinen rauschenden Freuden doch offenbar auch viele Unannehmlichkeiten. Welche Unbehaglichkeit folgt auf eine lustig durchwachte Nacht! welche

Zer-

Zerrüttung der Gesundheit und Schmerzen folgen oft auf eine herrliche Mahlzeit! welche Leere des Geistes entsteht zulezt bei dem, der sich hauptsächlich nur mit Vergnügen und Lustbarkeiten beschäftigt, ohne seinen Geist oder Körper durch Anstrengung und Arbeit zu ermüden! Alle diese und noch mehrere andere Unannehmlichkeiten entbehrt der Genügsame, der eine einfache, arbeitsame und harte Lebensart führt. Nach geschehenen Berufsgeschäften, nach einfacher Mahlzeit, mässig eingenommen, bleibt sein Geist heiter und vergnügt, und sein Gewissen rein; die geringste Veranlassung, ein heller Sonnenblik, der Gesang eines Vogels, stimmt ihn zur Frölichkeit und Munterkeit; eine Veranlassung, welche auf den Weichling und Schwelger gar nicht würkt: seine abgestumpften Empfindungswerkzeuge sind an gewaltsamere Erschütterungen gewöhnt. Wann der ungenügsame Prasser an den Nachwehen seiner Ergözlichkeiten in träger Ruhe leidet, dann ist der Genügsame voll Lust und Kraft zur Arbeit; leicht und bald vollendet er sie, und freut sich über sein Werk. Unlustig zur Arbeit und derselben ungewohnt, glaubt der Weichling wunder, was er gethan hätte, wenn er einen oder etliche Tage sich einmal über irgend einem Geschäfte Mühe gegeben hat. Das

greift

greift ihn so sehr an, und geht ihm so übel von Statten, daß er am Ende einem Jeden, der ihm vorkommt, erzählt, was für viele und beschwerliche Geschäfte er verrichtet habe. Der, welcher wegen mässiger, genügsamer Lebensweise zur Arbeit geschikt und ihrer gewohnt ist, thut täglich dergleichen, vielleicht noch viel beschwerlichere Geschäfte, ohne daß sie ihn halb so viel Mühe kosteten, und ohne daß er sich bei irgend Jemand darüber beklagt und davon erzählt. Der Ungenügsame, der nach immer grösserem irdischen Glüke strebt und immer nicht genug Reichthümer hat; der täglich neue Freuden und Sinnengenüsse wünscht, und der gewöhnlichen Arten von Vergnügungen, wegen der langen Angewöhnung an dieselben, überdrüssig ist, der wird gewöhnlich am meisten über schlechte Zeiten klagen; der wird undankbar gegen Gottes Güte und Vorsehung, die ihm so viel schenkt, seyn, und Gottes Gaben geniesen, ohne an den Geber mit Dankbarkeit zu denken; ja sich über die göttliche Vorsehung beschweren, wenn nicht alle seine unbescheidene Wünsche erfüllt werden, wenn er etwas verliert und es ihm in irgend einem Stüke nicht nach Wunsch geht. An den reichlichsten Erndten wird er immer noch etwas auszusezen wissen; aber bei mittelmässigen oder schlechten

Ernd-

Erndten wird er laut murren und einem Verzweifelnden, der dem Rande des Verderbens nahe ist, gleichen; während daß der Genügsame, der vielleicht nur halb so viel, als er geerndtet hat, mit seinem Wenigen zufrieden ist, damit auskommt und Gott dafür danket. Vielleicht wird er Schäze sammlen, nicht um sie zu geniesen, sondern um sie nur zu haben; vielleicht wird er schon ganze Kasten von Gold und Silber angefüllt haben, und immer nicht genug haben, immer mehr verlangen. Aber der Genügsame weis, daß der Mensch mit Wenigem genug haben kann, wann er damit genug haben will, daß der wahren Bedürfnisse, nach Abzug derer, die sich der Mensch selbst ohne Noth macht, sehr wenige sind, und daß diese wenigen leicht befriedigt werden können. Darum ist er auch nicht ängstlich wegen der Zukunft besorgt, sondern er denkt: meine wenigen Bedürfnisse werde ich immer befriedigen können, ich werde immer so viel erwerben können, um davon zu leben. Geiz oder Menge der Bedürfnisse sind also die Ursachen der Ungenügsamkeit: man schränke beides ein, um zufrieden zu werden mit dem Wenigen, das wir nothwendig haben müssen. Der Ungenügsame ist, selbst bei dem größten Reichthum unglüklich, weil er immer in der

Zukunft

Zukunft lebt, immer erst dann vergnügt zu werden hofft, wann alle seine Wünsche erfüllt seyn werden, und das werden sie nie seyn: neue werden entstehen, wann die alten befriedigt sind. Hingegen der Genügsame kann viel glüklicher bei geringem Vermögen und bei seltenen Freuden auf Erden leben, weil er das Gegenwärtige genieset und gebraucht, und wegen der Zukunft sich nicht viele Sorgen macht. Das kurze Erdenleben, denkt er, will ich mir nicht durch Unzufriedenheit verbittern; es kommt ein Tag, der mich von allem Unglük befreit, der mir aber auch alle Freuden dieser Welt raubt: das ist der Tag des Todes; und dieser Tag kommt bald, das Erdenleben verstreicht geschwind. Geschwind will ich mich auch desselben auf eine erlaubte Art freuen und in der Gegenwart, nicht in der Zukunft leben.

Ein erhabenes Beispiel von Genügsamkeit giebt uns ein jüdischer Lehrer Johannes, mit dem Beinamen der Täufer, weil er viele Leute getauft hat. Kurz vorher, ehe Jesus Christus als Lehrer in dem jüdischen Lande auftrat, fieng Johannes an, in der Wüste zu lehren und die Leute zur Busse und Bekehrung ernstlich zu ermahnen. Volkreiche Städte vermied er, und sein liebster Aufenthaltsort waren wüste, rauhe Gegenden; weil er da unge-

stört seinen Betrachtungen nachhängen, und seine Gedanken von dem eitlen Weltgetümmel auf das Ueberirdische und Ewige richten und erheben konnte. Wie wenig ist es doch, womit der Mensch sich begnügen kann, wenn er nur will! Ein rauhes, einfaches Kleid von Kameleshaaren bedekte seinen Leib, mit einem ledernen Gürtel umgürtete er seine Lenden, seine Speise waren Heuschreken und wilder Honig, den er in der Wüste in holen Bäumen und Felsenklüften fand, und seinen Durst zu stillen war ihm eine klare Quelle gut genug. Eine gewisse sehr grose Art von Heuschreken, die man in kälteren Ländern nicht von der Grösse findet, welche aber in dem jüdischen Lande häufig anzutreffen waren, läßt sich von einem Hungrigen, der keine delikate Speise gewohnt ist, wohl geniesen; wiewohl sie eben nicht sonderlich wohlschmekend sind. Diese und wilder Honig, den er ebenfalls häufig in der Wüste und in grosen Waldungen mag gefunden haben, gaben dem genügsamen Johannes hinlängliche Nahrung.

Demuth.

Wie mehrere Tugenden das Mittel zwischen zwei Lastern sind, so ist auch die Demuth das Mittel zwischen Hochmuth und niederträchtiger

Weg=

Wegwerfung seiner selbst; sie kann mit der würdigen Schäzung seiner persönlichen Menschenwürde und seiner Verdienste und guten Eigenschaften sehr wohl bestehen. Alsdann entstehet sie und soll entstehen, wann wir uns mit andern vergleichen und finden, daß wir von ihnen an guten Eigenschaften übertroffen werden. Vergleichen wir uns mit Gott, so verschwinden wir gleichsam vor seiner Vollkommenheit, und halten diese Vergleichung nicht aus: dann entsteht natürlich der höchste Grad der Demuth. Man pflegt sich wohl auch vor Menschen zu demüthigen, die uns nicht übertreffen an wahren persönlichen Vorzügen, aus Heuchelei und Schmeichelei; das ist aber keine wahre, von Herzen gehende Demuth, und ist auch nicht Pflicht; vielmehr ist sie eine unedle und unerlaubte Niederträchtigkeit. Vor den Grosen dieser Welt demüthigt sich mancher Schmeichler, der keine wahre Achtung und Zuneigung gegen sie empfindet; sie vielmehr manchmal wegen ihrer Lasterhaftigkeit und Grausamkeit haßt und verachtet. Das ist aber Wegwerfung seiner selbst. Der wahre, edle Demüthige wird auch andern gern den Vorzug lassen, wenn er sich gleich seiner eigenen Verdienste bewußt ist; an diese wird er nicht so oft denken, als an das, was ihm noch an der Vollkommenheit fehlt.

Er wird den nicht anfeinden, der sich ihm selbst vorzieht und ihn geringschäzt; selbst gegen den, der seine Verdienste einsieht und zu schäzen weis, wird er sich lieber zu wenig als zu viel Werth anmaasen, und lieber dem Unwürdigeren nachstehen, als sich dem Würdigeren vordrängen. Denn es ist oft schwer zu entscheiden, wer der Würdigere ist; in diesem Falle wird der Demüthige mit Bescheidenheit zurüktreten und dem andern gern den Vorzug lassen. Es ist schon eine Art von Unbescheidenheit und Hochmuth, wenn Jemand so pünktlich darauf sieht, daß man ihm auch seine gebührende Ehre anthue, daß ihm kein Unwürdigerer vorgezogen und kein Geringerer mehr, als er, geehrt werde. Wer nur immer an seine Verdienste denkt, der denkt gewis nicht oft genug an das, was ihm noch an wahrer Vollkommenheit fehlt; der hat auch gewis keine wahren Verdienste. Der wahre Rechtschaffene, der Weise, der wahre Gelehrte und Geschikte, der mit wahren Vorzügen Begabte ist allemal bescheiden. Wer sich selbst seiner Unwürdigkeit bewußt ist, der wird am meisten zur Niederträchtigkeit und zur übertriebenen Demuth geneigt seyn; dieses ist immer noch ein besserer Zug in seiner Gemüthsart, als wenn er frech und unverschämt genug ist, sich das Ansehen

des

des Geschikten und Verdienstvollen zu geben, und wann er durch Frechheit das ersezen will, was ihm an wahrem, innerem Werth fehlt. Es läßt sich doch von dem ersteren noch hoffen, daß er sich bessern und Verdienste zu erwerben suchen werde; aber der leztere will keine Verdienste haben, sondern nur verdienstvoll scheinen; er ist ein unverbesserlicher Heuchler, der die Welt durch seine Verstellung betrügen und hintergehen will. Selbstkenntnis ist der Grund der edlen Demuth: wer sich selbst genau kennen lernt, der entdeckt gewis noch so viele Mängel an sich selbst, so viele böse Neigungen und Fehler seiner Gemüthsart, so viele Mangelhaftigkeit seiner Kenntnisse, Wissenschaft und Einsichten, so viele Unvollkommenheit in derjenigen Geschiklichkeit, Kunst oder Wissenschaft, welcher er sich gewidmet hat; daß er dadurch in beständiger Demuth wird erhalten werden. Man heuchle sich nur nicht selbst in der Selbstprüfung, sondern bekenne sich frei und offenherzig: in diesem oder jenem Stüke habe ich gefehlt; in diesem oder jenem Stüke habe ich noch nicht diejenige Kenntnis und Geschiklichkeit, die man mit Recht von mir fordern kann. Dann wird daraus die Demuth von selbst folgen; dann wird man es nicht wagen, im Umgang mit andern Menschen die

Beschei-

Bescheidenheit und die Achtung, welche jedem Menschen gebührt, aus den Augen zu sezen; dann wird man nicht ausser Fassung gerathen und in Unruhe und Zorn versezt werden, wenn man nicht die gebührende Ehre von andern erhält, sondern verächtlich behandelt wird; dann wird man nur immer darauf denken, wie man sich durch Vervollkommnung ehr- und achtungswürdiger machen, nicht aber darauf, wie man wirkliche Ehrenbezeugungen erhalten will. Wie vor dem Sonnenlicht der Glanz der Sterne verschwindet, und durch den Tag die Sterne für uns gewissermassen vernichtet werden, weil sie dann für uns unsichtbar sind; so verschwinden unsere Vorzüge völlig, wenn wir eine Vergleichung zwischen uns und Gott, dem Allervollkommensten und Unendlichen, anstellen. Darum ist auch kein Grad der Demuth vor ihm zu hoch; wir können uns niemals zuviel, ja niemals genug vor ihm demüthigen und erniedrigen, vor ihm müssen wir alle unsere Verdienste völlig vergessen, und uns ganz in seiner Grösse und Majestät verlieren.

Ein herrliches Beispiel der Demuth und Bescheidenheit hat Jesus abgelegt, als er sich von Johannes dem Täufer in dem Flusse Jordan taufen lies. Es giengen viele Leute aus Jerusalem und andern Orten hinaus an

den Jordan, und liessen sich taufen. Als nun Jesus auch in dieser Absicht zu Johannes kam, so weigerte sich Johannes Anfangs ihn zu taufen, weil er wohl wuste, was für eine erhabene Person er vor sich hatte, und sprach: ich bedarf wohl, daß ich von dir getauft werde, und du kommst zu mir. Ich bedarf wohl, wollte er damit sagen, daß ich von dir, als dem grösseren Lehrer zu einer neuen Religion durch die Taufe eingeweihet, und von dir zu einem neuen, gebesserten Menschen umgeschaffen werde; aber du bedarfst das nicht von mir. Jesus wollte sich aber hier nicht so genau auf die Untersuchung einlassen, wer von ihnen beiden der grössere wäre, und sprach zu ihm: laß es doch jezt also seyn. Es gebührt sich für mich, alle Gerechtigkeit zu erfüllen und jede Tugend, folglich auch die Tugend der Demuth auszuüben. Er erniedrigte sich lieber, indem er sich von Johannes taufen lies, als daß er sich über ihn erhoben und seine Vorzüge, die er wirklich vor ihm hatte, geltend gemacht und das versammlete Volk solche hätte merken lassen.

Arbeitsamkeit.

Die Arbeitsamkeit und Thätigkeit kann mit Recht die Tugend aller Tugenden, hingegen die Trägheit und Unthätigkeit das Laster aller

Laster genennt werden. Denn wie viel begreift nicht die Arbeitsamkeit in sich! Fast unsere ganze Lebenszeit nimmt die Erfüllung dieser Pflicht weg; von der frühen Jugend an, wann der erste Grund zu dem menschlichen Wissen und zu menschlicher Geschiklichkeit gelegt wird, bis in das späteste Alter ist es die Tugend der Arbeitsamkeit, die wir ausüben sollen. Die Arbeitsamkeit begreift auch gar viele Arten von Pflichterfüllungen in sich: sie begreift die Pflichten des Regenten und des Unterthanen, des Lehrers und des Lehrlings, des Kriegsmanns, des Akermanns, des Handwerkers, kurz die Berufspflichten aller Menschen in sich. Von welchem ungeheueren Umfang ist also diese Tugend aller Tugenden! wie viel faßt sie in sich! Wie und durch welche Geschäfte Jeder diese wichtige Pflicht erfüllen solle, das ist eine Sache, welche die reiflichste Untersuchung verdient. Diese Untersuchung geschehe in der Jugend; aber nur nicht in der Kindheit, welche schlechterdings unfähig ist zu einer so wichtigen Ueberlegung. Im Alter darf sie natürlich auch nicht geschehen: das reifere Jünglingsalter ist hiezu die schiklichste Zeit. Man nehme dabei den Rath verständiger Leute an, folge aber nicht blos fremdem Rath, sondern überlege die Sache auch selbst. Man prüfe sich ernstlich, zu welcher

Art von Beschäftigung man die meiste Neigung habe. Woran der Mensch Lust hat, das lernt er am geschwindesten, am leichtesten, und am Besten; was er aber ungern lernt, das geht ihm auch nicht gut von Statten; in einem Jahre bringt er es darin nicht so weit, als in der ersteren Art von Beschäftigung in einem halben Jahr. Ein Geschäft, wozu er geneigt ist, macht ihm auch wahres Vergnügen; hingegen verbittert er sich durch eine Arbeit, die ihm zuwider ist, nur selbst das Leben. Auch aus dieser Ursache ist es Pflicht, sich die erstere Art von Beruf zu wählen, um dadurch etwas zu seiner eigenen Glükseligkeit beizutragen. Der Mensch nehme bei dieser Untersuchung auch Rüksicht auf die natürliche Geschiklichkeit und Anlage und auf das angebohrne Ungeschik, das er zu dieser oder jener Arbeit hat. Mancher hat vortreffliche Gaben, irgend etwas zu lernen, und in andern Stüken ist er der ungelehrigste und ungeschikteste Mensch von der Welt; er ist mit einer gewissen natürlichen Anlage des Geistes zu etwas begabt, oder sein Körper schikt sich wegen seiner Stärke, seiner Behendigkeit oder sonstiger Eigenschaften zu etwas ganz besonders; oder er scheint wegen vorzüglicher Geistesgaben von der Natur mehr zum Nachdenken, zu geistigen Beschäftigungen, zum Lehrer oder

Vorgesezten des Volks, als zu Handarbeiten bestimmt zu seyn. Mancher kann irgend eine Kunst und Geschiklichkeit, die andern zu lernen schwer fällt, ausserordentlich bald und leicht lernen. Das lerne ein Jeder, was ihm vorzüglich leicht ist; den Beruf wähle sich Jeder, wozu ihn die Natur bestimmt hat. Endlich sehe man auch bei der Erwählung eines Berufs auf den Nuzen der erwählten Beschäftigung, und ziehe von zwei Arten von Beschäftigung, zu deren Erwählung wir gleich starke Gründe haben, diejenige vor, welche den größten und ausgebreitetsten Nuzen für uns, für unsere Angehörigen und für die Welt hat. Der Nuzen, den Jeder durch seine Berufsgeschäfte in der Welt stiftet, ist zwar nicht der einzige Maasstab, wornach der Werth der Arbeitsamkeit eines Jeden bestimmt wird; sondern es kommt bei dieser Bestimmung hauptsächlich auf die Treue an, womit Jeder seine Berufsgeschäfte verrichtet, so wie auf die Absicht, welche er dabei hat; ob er sie nemlich aus Pflicht, oder aus einem andern Beweggrund thut. Wir sollen aber doch immer nach Möglichkeit der Welt zu nüzen suchen, und nicht immer nur die edle Absicht haben, etwas Gutes zu thun; diesen guten Willen sollen wir auch durch nüzliche Thaten offenbaren, und unsere edlen Absichten und Vorsäze ausführen; folglich sollen

wir

auch den nüzlicheren Beruf dem minder nüzlichen vorziehen. — Frühe wähle man den steilen Tugendpfad, früh wähle man sich Mühe und Arbeit, und meide die gebahnte Lasterstrasse, auf welche uns träge, weichliche, wollüstige Unthätigkeit führt: der Müssiggang ist der Anfang aller Laster, dieser bringt den Menschen endlich auf alle mögliche Abwege. Freuden und Sinnengenuß ist es nicht, was uns auf diesem schmalen Pfade der Tugend aller Tugenden, der Arbeitsamkeit, entgegen lacht. Anstrengung und Mühe zeigt sich hier; aber dort auf der breiten Strasse des Müssiggangs winkt die falsche Wollust und Weichlichkeit, welche endlich den, der ihren Lokungen folgt, vergiftet und ins Verderben stürzt. Auf diesem Scheidewege der Tugend und des Lasters nehme der Jüngling alle seine Kraft zusammen, um der Versuchung zur Trägheit zu widerstehen, und nach vernünftigen Grundsäzen zu handeln. Müssiggang und Weichlichkeit macht den Menschen endlich zu jeder Kraftanwendung und Arbeit unfähig, statt eines rechtschaffenen Menschen macht sie einen Verbrecher aus ihm.

Auf diesem Scheidewege der Weichlichkeit und der Anstrengung stand Jesus einst, von solchen ernsten Betrachtungen über seine zukünftige Bestimmung und seinen Beruf war

sein

sein Geist angefüllt, als er sich einmal lange Zeit, vierzig Tage und vierzig Nächte in einer Wüste aufhielt. Das war kurz vorher, ehe er öffentlich als Lehrer auftrat. Hier bestieg er einen hohen Berg, von welchem er einen sehr grosen Theil des jüdischen Landes mit einem Blike überschauen konnte. Prächtig war der Anblik, der sich hier seinem Auge darbot; zu hohen und wichtigen Gedanken ward sein Geist gestimmt. Sich zum Könige im jüdischen Lande aufzuwerfen, das wäre ihm ein Leichtes gewesen; wenn er gewollt hätte. Das jüdische Volk wollte ihn in der Folge einmal gewaltsamer Weise zu seinem Könige erheben; aber er entwich und verbarg sich: König zu werden das war nicht sein Plan. Die Vorstellung von einer weltlichen Herrschaft über das jüdische Volk, mit allen ihren Reizen, mit aller Wollust und Behaglichkeit, mit aller ihrer trägen und unthätigen Weichlichkeit, womit sie verbunden wäre, mahlte sich jezt seiner Einbildungskraft mit den lebhaftesten und gefälligsten Farben vor. Das ganze Reich, das vor mir liegt, dachte er, könnte ich besizen, und in träger Wollust mein Leben zubringen, wenn ich mich entschliessen könnte, meinem Plan zu entsagen, als Lehrer und Stifter einer neuen Religion aufzutreten, und diese Herrschaft durch

uner-

unerlaubte Mittel auf eine unrechtmässige Art an mich zu bringen. Auf der anderen Seite, bei der Ausführung seines grosen Plans, sah er nichts als Schwierigkeiten und Mühe vor sich. Mit Gefahr seines Lebens mußte er ein störriges, unwissendes Volk ganz umschaffen und unterrichten; Armuth und ununterbrochene Anstrengung seiner Geisteskraft, vorsichtige Behutsamkeit im Umgang mit seinen zahlreichen Feinden, und zulezt doch der Märtyrertod, das Loos so vieler Propheten und Religionsverbesserer vor ihm, war bei der Ausführung desselben unvermeidlich und nothwendig. Was sollte er wählen? den gewöhnlichen Weg der Wollust und der trägen Weichlichkeit, oder die rauhe Bahn der Pflicht? Hebet euch weg von mir, ihr verführerischen Vorspiegelungen der Einbildungskraft und Versuchungen zur Sünde, rief er endlich mit männlicher Entschlossenheit aus; Gott allein will ich dienen und meiner Pflicht getreu bleiben; zum Besten der Menschheit will ich arbeiten und leiden! Welch einen herrlichen Sieg trug Jesus hier davon über diese reizenden Versuchungen zum Bösen!

Pflicht, das ewige Heil der zeitlichen Wohlfahrt vorzuziehen.

Die meisten Menschen wissen das richtige Verhältnis nicht zu treffen zwischen der nöthigen Sorge für das Zeitliche und der nöthigen Sorge für das Ewige; sie denken fast beständig an ihre irdischen Angelegenheiten aber selten schwingen sie ihre Gedanken hinauf zu dem Leben, in welches doch Jeder einst mit völliger Gewisheit eingehen mus. Was kann für uns eine wichtigere Veränderung seyn, als der Tod? welcher Gegenstand kann unseres Nachdenkens würdiger seyn, als Ewigkeit, Gott und Vorsehung? welche Bestrebung kann nöthiger seyn, als die, einst in ein glükseliges, und nicht in ein mühseliges ewiges Leben einzugehen? Aber wie selten wird von vielen, besonders von der Jugend, daran gedacht! wie schlecht wird von vielen für ihr ewiges Heil gesorgt! Wie viele denken nur beständig an den Erwerb! wie manche nur allein an den Lebensgenuß! Aber an das Ewige, das Himmlische, das Geistliche denken wenige. Zwar giebt es auch einige, die wieder auf dieser Seite zu weit gehen, und nichts thun als beten, und von der Ewigkeit, überhaupt von geistlichen Gegenständen reden. Ihre Berufsgeschäfte versäumen sie darüber, sie leben nur dem Leibe

nach auf Erden, ihr Geist schwärmt in überirdischen Gefilden herum. Das ist eine thörichte und sündliche Schwärmerei. Erstlich ist sie thöricht; weil wir mit allem unserm Nachdenken doch nichts von der wahren und eigentlichen Beschaffenheit jener Welt erforschen können; sie liegt ausser dem Gebiete unserer Erfahrungen und unseres Vorstellungsvermögens, und kann also nicht von uns ergründet werden. Für das andere ist diese Schwärmerei auch sündlich. Wer seine Berufsgeschäfte versäumt, wer sich nur immer mit unnüzem Spielen seiner Einbildungskraft beschäftigt, nur dem Leibe nach in der menschlichen Gesellschaft lebt und sich also gar nicht in dasjenige Verhältniß, in welches ihn Gott gesezt hat, zu schiken sucht, sollte sich der nicht dadurch versündigen? Nein, wir sollen uns der Sorge für das Irdische und der Beschäftigung damit nicht schämen, sondern immer denken: Gott hat uns in solche Verhältnisse gesezt, daß wir für unsern Unterhalt und unsere Nahrung sorgen und uns mit vielen geringfügigen Dingen abgeben müssen; für solche Wesen, die in der grosen Reihe der vernünftigen Geschöpfe noch auf einer so niedrigen Stufe stehn, wie die Menschen, schiken sich auch geringfügige Beschäftigungen; daran sollen sie sich üben und

ihre Kräfte entwikeln. Wie man einem kleinen Kind eine leichte Beschäftigung und einen geringfügigen Zeitvertreib giebt, woran es sich üben und seine Kräfte entwikeln soll; ohngefähr eben so giebt uns Gott in dieser Welt allerlei unbedeutende Beschäftigungen, die uns blos zur Uebung unserer Kräfte und unseres Nachdenkens dienen, blos Mittel zur Erreichung eines höheren Zweks, nemlich unserer Vervollkommnung in Zeit und Ewigkeit seyn sollen. Diese Mittel sollen wir aber nicht als den Zwek selbst ansehen, die irdischen Beschäftigungen nicht für allzu wichtig halten, so daß wir das Wichtigere, nemlich das ewige Heil unserer Seelen, darüber vergessen sollten. Das sey ferne! Unsere meisten Beschäftigungen müssen und sollen zwar auf das Irdische gerichtet seyn, nemlich auf unsere und der Unsrigen Ernährung; aber unsere vornehmste und wichtigste Beschäftigung soll das nicht seyn, sondern das Ewige, das Geistliche das Ueberirdische soll uns viel wichtiger seyn. Mitten im Geräusch der Welt und unserer Berufsgeschäfte sollen wir unsere Gedanken zuweilen zu höheren Betrachtungen sammlen, und unser Herz zu Gott und göttlichen Dingen erheben; täglich sollen wir an unser Ende gedenken und uns durch die genaueste Pflichterfüllung darauf gehörig vorberei-

bereiten. Diese Welt sollen wir als etwas Fremdes, als einen kurzen Aufenthaltsort ansehen und gebrauchen, ohngefähr so, wie ein Reisender eine Herberge gebraucht. Es gehört wirklich ein hoher Grad von Leichtsinn dazu, sich seine höhere Bestimmung in der Zukunft ganz aus dem Sinne zu schlagen, und nur immer an die Gegenwart zu denken, seine höhere, vernünftige Natur ganz zu verwahrlosen und zu vernachlässigen, und nur seiner Sinnlichkeit, Selbstsucht und Eigenliebe zu fröhnen, nur an Erwerb, Sinnengenuß, Ruhm und dergleichen zu denken; aber nicht an Vervollkommnung seiner Selbst, Entwikelung und Stärkung seiner Seelenkräfte, Bereicherung seiner Kenntnisse, Veredelung seiner Gefühle und seines Begehrungsvermögens, und Heiligung seines Willens; nicht an die gehörige Vorbereitung zu der Ewigkeit, nicht an Gott und Vorsehung. Auf unser ganzes Daseyn, und nicht allein auf unser irdisches Daseyn, noch weniger allein auf irdische Freuden sollen wir sehen, und nach diesem Augenmerk den Werth eines jeden Dinges und die Wichtigkeit einer jeden Beschäftigung bestimmen; nach diesem Augenmerk sollen wir auch unsere Eintheilung machen zwischen unseren irdischen Berufsgeschäften und unserer Geisteserhebung zu höheren und wichtigeren Gegenständen.

Als Jesus anfieng, seine neue Religion zu lehren, sammlete er sich Jünger, welche ihn überall begleiteten, und ihm halfen, seine Lehren, besonders nach seinem Tode ausbreiten. Als er nun einmal am Ufer des Meeres gieng, sah er zwei Fischer daselbst, welche ihre Neze ins Meer warfen; der eine hies Petrus, der andere Andreas. Diese Leute gefielen ihm so wohl, daß er beschloß sie zu Jüngern oder Schülern anzunehmen. Folget mir nach, sprach er; ich will euch zu Menschenfischern machen: ich will euch zu solchen Leuten machen, welche einst im Stande seyn werden, Menschen zu lehren, zur Annahme meiner Religion zu bewegen und dadurch zur ewigen Seligkeit vorzubereiten. Alsbald verliesen sie ihre Neze und folgeten ihm nach. Sie wußten wohl, welche wichtige Beschäftigung das war, Menschen zur Seligkeit zu bringen, und daß diese Beschäftigung viel edler und nothwendiger war, als ihre bisherigen Berufsgeschäfte: das Fischfangen. Der Gewinn und Erwerb lag ihnen nicht so sehr am Herzen, als die Beförderung des ewigen Heils ihrer Mitmenschen. Bisher hatten sie zwar diese Berufsgeschäfte fleisig getrieben, und ganz recht und edel daran gehandelt; da sich aber die viel edlere Beschäftigung ihnen darbot, Menschen zur Seligkeit zu berufen;

so

so gedachten sie sich dadurch mehr Verdienst zu erwerben, und wollten sich lieber mit himmlischen, als mit irdischen Dingen abgeben, lieber für ihr und anderer ewiges Heil, als für ihren zeitlichen Gewinnst besorgt seyn.

Pflicht der Lernbegierde.

Es ist ein groser Unterschied in Ansehung der Fortschritte eines Lernenden, der Lust und Begierde zum Lernen hat, und eines unlustigen verdrießlichen, der dabei alles aus Zwang thut und der gar nicht von Eifer beseelt wird, zu lernen. Wenn sie beide gleiche Zeit dazu anwenden, wenn sie auch beide von gleichen Fähigkeiten sind; so wird doch der leztere erstaunlich weit hinter dem ersteren zurükbleiben. Die Ursache, warum manche eine Sache ungern lernen, liegt zuweilen an dem Lehrer; wenn dieser nemlich nicht die rechte Lehrart versteht, sich nicht deutlich genug auszudrüken weis, wenn er selbst unlustig dabei ist und merken läßt, daß ihm der Unterricht sauer wird und unangenehm ist; oder wenn er der Sache nicht gewachsen ist und selbst nicht vollkommen versteht, was er lehren will. Das alles kann dem Lehrling die Lust zu lernen benehmen. Die Ursache dieser Unlust kann auch in der zu lernenden Sache selbst liegen. Wer von lustiger

und aufgewekter Gemüthsart ist, der wird nicht gern über etwas lange und anhaltend nachdenken, und das, was ihm viele Mühe zu lernen macht, meiden oder ungern lernen. Ist nun die zu lernende Wissenschaft oder Kunst mühsam, so daß der Lernende lange darüber brüten mus, bis er sie inne hat; so wird der aufgewekte gleichsam darüber hinwegspringen und hinwegeilen, lange wird er dabei nicht Gedult haben, wenn er etwas nicht gleich begreifen kann. Die Ursache dieser Unlust kann aber auch in dem Lehrling selbst liegen: wenn dieser nichts lernen will aus Faulheit; wenn er lieber in träger Weichlichkeit lebt, lieber sich lustig macht, als seine Kräfte anstrengt zur Erlernung einer nüzlichen Wissenschaft oder Kunst, wenn es ihm an dem guten Willen fehlt zu lernen; so mag der geschikteste Lehrer kommen und sich alle mögliche Mühe geben, er wird doch in allen Stüken zurükbleiben und sich in keinem Fache Mühe geben. In dem lezten Falle müssen folgende Betrachtungen einen solchen Trägen zur Lernbegierde bewegen und antreiben. Je länger das Lernen in jedem Fache aufgeschoben wird, desto schwerer wird es, ja es wird in einem gewissen Alter ganz unmöglich. Die Jugend ist diejenige Lebenszeit, welche ganz vorzüglich zum Lernen geschikt

und

und bestimmt zu seyn scheint. Wann alle Seelenkräfte gleichsam im Aufblühen begriffen sind, dann können sie am besten durch Anstrengung entwikelt werden, dann läßt sich der Geist am leichtesten mit allerlei nüzlichen Kenntnissen bereichern; er ist derselben vorzüglich empfänglich. Manches lernt die Jugend vorzüglich leicht, und in dem männlichen Alter ist es fast unmöglich dasselbe zu lernen; das lehrt die Erfahrung. Das männliche Alter scheint nicht zum Lernen, sondern mehr zur Anwendung des in der Jugend gelernten von der Natur bestimmt zu seyn; wer nun in der Jugend nichts gelernt hat, wie kann der in dem männlichen Alter eine solche Anwendung machen? er wird in seinem ganzen Leben zurükbleiben, zu spät seine Trägheit bereuen und ein unnüzes Mitglied der menschlichen Gesellschaft bleiben sein Leben lang. Zwar ist das männliche Alter, nebst seiner Bestimmung zur Arbeit und Anwendung des in der Jugend gelernten auch zugleich zum Lehren bestimmt; aber dieses leztere scheint doch besonders das Geschäft des, am Körper schwachen und zur Arbeit unfähigen Alters zu seyn. Der Alte, der wegen Leibesschwäche nicht mehr arbeiten kann, ist doch noch zum Unterricht der Jugend geschikt, wenn sein Geist noch ungeschwächt, sein Ge-

dächtniß stark, seine Beurtheilungskraft gut und die übrigen Seelenkräfte noch in ihrer Thätigkeit sind. Die lange, vieljährige Erfahrung kommt dabei dem Alten vortrefflich zu Statten. Wer nun die erste Bestimmung seines Lebens nicht erfüllt und in der Jugend nichts lernt, der wird auch die zweite und dritte Bestimmung nicht erfüllen, nicht zum Besten der Welt arbeiten und nicht lehren können; er wird seinen Mitmenschen zur Last fallen. Gewöhnlich will der Träge die Schuld, seiner Unlust zum Lernen auf andere schieben er beschuldigt seine Lehrer der Unwissenheit und Ungeschiklichkeit, und häuft also auf den Fehler der Faulheit noch das Laster der Verleumdung. Oder er glaubt diese oder jene Kunst oder Wissenschaft in seinem ganzen Leben entbehren zu können; das denke er aber nicht, sondern lerne in der Jugend Manches, wovon er auch nicht sogleich den Nuzen und den Gebrauch vor Augen hat. Es können ihm viele Fälle in seinem Leben vorkommen, wo ihm die Kenntnis von dem größten Nuzen seyn kann, die er für unnüzlich gehalten hat. Oder er verläßt sich auf seinen Reichthum und glaubt nichts lernen und nichts arbeiten zu müssen, weil er doch von seinem Vermögen als ein träger ungeschikter Mensch leben zu können hoft.

Aber

Aber wie leicht kann er durch einen Unglüksfall seine Schätze verlieren! und wenn er sie auch behält, so ist es gleichwohl seine Schuldigkeit, etwas zu lernen und auf irgend eine nüzliche Art in der Welt thätig zu seyn. Zur Thätigkeit ist Niemand zu reich, Niemand zu erhaben; alle Menschen sind verpflichtet etwas Nüzliches zu lernen.

Nachdem Jesus einige Schüler gesammlet, und hin und wieder im jüdischen Lande in den Schulen gelehrt hatte; so folgte ihm eine sehr grose Menge lernbegieriger Leute nach. Sie kamen weit und breit aus entfernten Gegenden zusammen, um die weisen Lehren Jesu Christi zu vernehmen. Welch ein schönes Beispiel der Lernbegierde gaben diese Leute! Sie brannten von Begierde, zu besseren Religionskenntnissen zu gelangen, die ihnen Jesus auch mit der größten Bereitwilligkeit ertheilte. Er stieg auf einen Berg, von welchem er das versammlete Volk überschauen konnte, und gab ihnen von diesem erhabenen Standpunkt allerlei heilsame und tröstliche Lehren.

Dankbarkeit.

Die Dankbarkeit ist eine wörtliche oder werkthätige Aeusserung unseres Wunsches, dem, der uns Wohlthaten erzeigt hat, wieder Gutes zu

 thun.

thun. Ein gewisses Gefühl der Liebe und Zuneigung zieht den Dankbaren zu seinem Wohlthäter hin, für welchen er auch zugleich, wegen seiner edlen, gegen ihn geäusserten Denkungsart Achtung haben mus. Wann wir können, so sollen wir weniger durch Worte, als durch Gegendienste dankbar seyn. Allzu viele Worte der Dankbarkeit sind oft dem Wohlthäter lästig, besonders wenn er aus edlen und uneigennüzigen Absichten gütig gewesen ist; darum fasse sich der Dankbare kurz, und suche mit Ernst eine Gelegenheit Gegendienste erweisen zu können. Ein wörtlicher Dank mus von Herzen gehn und aus wahrem Gefühl der Erkenntlichkeit entspringen; sonst kann er nicht wohl gefallen, wenn er nur in kalten Worten besteht, und nicht von Herzen geht. Das sieht und merkt der Wohlthäter auch leicht, wenn der Dank nur eine um des Wohlstands willen vorgenommene äussere Ceremonie, und nicht herzlich gemeint ist. Darum sollen wir das Gefühl der Dankbarkeit in uns zu erweken suchen durch lebhafte Vorstellung der empfangenen Wohlthaten in ihrem ganzen Umfange und ihres ganzen Nuzens, den sie uns schaffen, wie auch durch die Vorstellung von dem Gegentheil; wenn wir sie nemlich nicht empfangen hätten, was für ein Nachtheil das für uns gewesen wäre.

Man

Man stelle sich ferner vor, daß uns derselbe Wohlthäter in Zukunft vielleicht noch mehr dienen kann, und daß er, so wie auch andere Leute, durch ein undankbares Betragen von fernerer Wohlthätigkeit abgeschrekt werden kann. Man bedenke, wie übel es uns gefällt, wann sich Jemand undankbar gegen uns für empfangene Güte beweiset, und durch alle diese Vorstellungen erweke man in seinem Herzen das edle Dankgefühl, und hernach äussere man solches auch, nicht blos zum Schein, sondern aus einem edlen Drang des Herzens. Die Quelle des Undanks ist zuweilen Hochmuth: man scheut die Demüthigung des Danks, und bekennt es nicht gern, Jemand verbindlich zu seyn; darum übergeht man das empfangene Gute mit Stillschweigen; besonders alsdann, wenn man dem Wohlthäter vorher nicht günstig gewesen ist, und er sich grosmüthig durch seine Güte bewiesen hat: der noch nicht völlig verdorbene läßt sich durch solche Grosmuth zu dem höchsten Grade der Dankbarkeit stimmen; aber der Grundböse scheuet diese Demüthigung, seinem grosmüthigen Wohlthäter zu danken. Zuweilen entsteht aber auch der Undank aus dem entgegengesezten Laster: aus Niederträchtigkeit. Der Niederträchtige schmeichelt wohl vor empfangener Wohlthat; nachdem er sie aber em-

pfangen hat, so glaubt er den Wohlthäter entbehren zu können, und von der Dankbarkeit sieht er keine unmittelbaren für sich nüzlichen Folgen ein; darum ist er gefühllos genug, die Abstattung seines Danks zu unterlassen. Lauter unedle Quellen des Undanks! Der Dankbare wird sich bei seinem Wohlthäter, so wie auch bei andern Leuten, beliebt machen, auch wenn er nicht vergelten kann; die empfangene Wohlthat macht ihm hernach desto mehr Freude, mit ruhigem, vergnügtem Gemüthe kann er sie hernach geniesen. Wenn uns gleich der Nächste irgend etwas Gutes zu erweisen schuldig war, so ist es doch sehr wohlanständig nnd schiklich, ihm dafür zu danken. War er solches aber gar nicht schuldig, so wird die Verbindlichkeit zur Dankbarkeit noch viel stärker. Gott ist uns gar keine Wohlthaten zu erweisen schuldig, sondern alles Gute, das wir von ihm empfangen, ist Gnade. Gnade ist es, daß er uns aus dem Nichts zur Wirklichlichkeit gerufen und uns Daseyn, Leben und Gesundheit gegeben hat; Gnade ist es, daß er uns Nahrung und Unterhalt, nebst so vielen Freuden und nicht schlechterdings für unsere Erhaltung nöthige, sondern überflüssige Güter schenkt. Wer vermag alle seine Wohlthaten zu nennen? aber wer vermag ihm auch genug zu danken? Ja, mit

tiefster

tiefster innigster Dankbegier sollen wir uns ihm täglich nahen, und unsern Dank besonders durch Erfüllung seiner Gebote beweisen.

Einst kam ein Aussäziger zu Jesu, und bat ihn flehentlich, ihn von seinem Aussaz zu reinigen. Jesus, der die Gabe besaß, Kranke gesund zu machen, sprach zu ihm: ich wills thun, sey gereinigt. Und alsbald ward er von seinem Aussatz rein. Jesus sprach zu ihm: siehe zu, sags Niemand; sondern gehe hin, und zeige dich dem Priester, und opfere die Gabe, die Moses hatte geboten, daß ein Aussäziger, der wieder rein worden war, zum Zeichen seiner Dankbarkeit Gott, dem seine Reinigung zuzuschreiben wäre, ein Opfer bringen sollte; dieses Dankopfer befahl Jesus dem rein gewordenen zu bringen. Gottes Kraft und Güte war es, durch welche er von seiner beschwerlichen Krankheit befreiet worden war; Gott war er also auch schuldig, für diese grose Wohlthat zu danken, und, weil der Mensch Gott keine Wohlthat wieder vergelten kann, seine Dankbarkeit wenigstens durch ein Dankopfer öffentlich vor der Welt zu offenbaren.

Muthlosigkeit.

Es giebt verschiedene Arten von Muthlosigkeit. Eine gewisse Art von beständiger Aengstlichkeit

lichkeit oder Engherzigkeit, die sich bei man-
chen Leuten findet, scheint ihren vornehmsten
und gewöhnlichsten Grund in dem Körper zu
haben: ein dikes Blut, Schwäche der Einge-
weide, ein allzuenger Bau der Brusthöhle, so
daß Herz und Lunge nicht hinlänglichen Raum
haben, woher der Name: Engherzigkeit auch
seinen Ursprung hat, das alles kann die Ursa-
che dieser Aengstlichkeit seyn. Dann ist sie ein
Naturfehler, und nicht völlig von dem freien
Willen abhängig. Doch kann der Mensch auch
viel zur Verbesserung seiner körperlichen Feh-
lerhaftigkeit, durch ernstliche Anstrengung sei-
nes Gemüths beitragen; wenn er sich eine
solche Aengstlichkeit mit Gewalt aus dem Sinne
schlägt, wenn er sich zerstreut und aufheitert;
so wird ihm dieser Naturfehler viel weniger zu-
sezen, als wenn er sich ihm ganz überläßt und
seiner Aengstlichkeit nachhängt. Oft entsteht
auch eine gewisse Niedergeschlagenheit des Ge-
müths durch lange anhaltende Kränklichkeit,
und dann ist sie ebenfalls nicht ganz von der
Willkühr abhängig; dann scheint eine gewisse
Abspannung der Körperkraft auch den Geist
gelähmt und abgespannt zu haben. Anhaltende
widrige Schicksale drüken auch oft den Geist
dermassen nieder, daß der Mensch ganz klein-
müthig und trostlos wird; und wenn alle Hof-

nung

nung zu der Verbesserung seines Schiksals vor seinen Augen verschwindet, so geht diese Muthlosigkeit in Verzweifelung über: ein erschreklicher Zustand. Plözliche Unglüksfälle, und Gefahren, wenn sie nicht allzu traurig und niederdrükend sind, bewürken blos Furcht, Schreken und Verzagtheit; sind diese aber sehr gros, so entstehet der unselige Stand der Verzweifelung daraus. Muthlosigkeit entsteht auch oft aus einem bösen Gewissen; wer sich begangener Uebelthaten bewußt ist, den schrekt eine Kleinigkeit, jede von ferne drohende Gefahr macht ihm Furcht und Bangigkeit. Alle diese Arten von Muthlosigkeit sind unrecht; die eine mehr, die andere weniger; je nachdem sie von dem freien Willen viel oder wenig abhängig sind. Unanständig ist die Muthlosigkeit besonders dem Manne; diesem geziemt es, stets getrost und muthvoll zu erscheinen. Wenn er jeder Gefahr trozt, jedes Leiden standhaft und geduldig überwindet; dann erscheint er in einer viel grösseren Würde, als wenn er in Gefahren und Leiden weibisch klagt und jammert, und an sich selbst und seiner Kraft sich zu retten verzweifelt. Muthlosigkeit verhindert auch in jeder Noth die Rettung und beschleunigt den Untergang und das Verderben. Wer z. B. von Räubern auf einer Reise

ange=

angegriffen wird, und behält nur Gegenwart des Geistes, der wird vielleicht noch einen Ausweg finden können, wo er entfliehen kann, vielleicht wird er durch eine List entgehen oder die Räuber in Furcht sezen können; oder er wird sich durch herzhafte Gegenwehr retten können. Verliert er aber sogleich den Kopf, und geräth in Angst, läßt den Muth sinken; so werden ihn die Räuber überfallen und ohne Gegenwehr berauben oder erwürgen. Der Soldat, der bei einem feindlichen Angriff nur Gegenwart des Geistes behält, und sich nur nicht aus der Fassung bringen läßt durch den greulichen Anblik des eindringenden Feindes, wird diesen mit vereinter Kraft, vielleicht mit grosem Verlust und mit leichter Mühe zurükdrängen können; verliert er aber dabei seine Besinnungskraft und sucht zu entfliehen; so wird er dadurch seinen Tod beschleunigen. Darum nehme man sich in jeder Noth und Gefahr möglichst zusammen, denke auf das schleunigste und schärfste an Rettungsmittel; hat man sie gefunden, so wende man man sie auf das baldigste an, suche wenigstens ein groses Unglük zu verhüten, wenn dem Unglük auch nicht völlig ausgewichen werden kann, und seze sein Gemüth und Gewissen schon vorher durch ein rechtschaffenes Betragen in eine solche Verfas-

sung,

sung, daß man auch auf den härtesten Unglüksfall, selbst auf den Tod allenfalls gefaßt ist und ihn ohne Verzweifelung, mit ziemlicher Ruhe und Gelassenheit abwarten und ihm entgegen sehen kann. Denn der Rechtschaffene darf kein Unglük, selbst den Tod nicht ängstlich fürchten; er ist gewissermassen unabhängig von dem Schiksal, wenigstens insofern, daß es ihn nicht völlig niederdrüken und nicht ganz trostlos machen kann. Die körperlichen Ursachen der Aengstlichkeit und Muthlosigkeit suche man nach Möglichkeit zu heben, und sein Gemüth zur Heiterkeit zu stimmen, durch angenehme Gesellschaften, durch sonstige Zerstreuung und Vergnügungen; so wird daraus nach und nach eine gewisse Gleichmüthigkeit, Gelassenheit und Herzhaftigkeit entstehen, welche jeder Gefahr und jedem Leiden Troz bietet, und durch welche wir uns gewissermassen von den Launen des Schiksals unabhängig machen und darüber erheben.

Jesus fuhr einst mit seinen Jüngern auf dem Meer; da erhub sich ein solcher Sturm, daß auch das kleine Schifflein, worin sie waren, mit Wellen bedekt ward. Mitten unter diesen schreklichen Naturbegebenheiten schlief Jesus in dem Schiffe. Müde von seinen vorhergehenden Geschäften, vom Lehren, vom Rei-

sen und von Nachtwachen erschöpft, überlies er sich der süssen Ruhe des Schlafs. Als nun seine Jünger durch die grose Gefahr des Ungewitters in Furcht und Bangigkeit gerathen waren, so traten sie zu ihm hin, wekten ihn auf und sprachen, Herr, hilf uns, wir verderben. Da sagte er zu ihnen: ihr Kleinglaubigen, ihr Muthlosen, warum seyd ihr so furchtsam? Er stand auf, und bedrohete den Wind und das Meer. Da ward es ganz stille. Anstatt Mittel anzuwenden, um sich zu erhalten, geriethen seine Jünger in denjenigen Gemüthszustand, worin sich der Muthlose nur leidend verhält, und desto gewisser seinem Verderben entgegen eilt. Aber Jesus verwies ihnen ihre Trostlosigkeit, und bald wurden sie auch durch den Erfolg überzeugt, daß sie noch nicht Ursache gehabt hatten, allen Muth sinken zu lassen.

Nachsicht und Gedult mit Gefallenen und Schwachen.

Weder in Ansehung des Willens, noch in Ansehung des Verstandes und der Erkenntnisse können alle Menschen gleich vollkommen und gebildet seyn, sondern es findet sich, wie in der ganzen Natur, so auch in diesem Stük eine grose Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit.

Ein

Ein Mensch hat von Natur einen stärkeren Hang zu sinnlichen Ausschweifungen, und weniger Einsichten und Kenntnisse, als ein anderer, daher ist er auch vielleicht weniger tugendhaft und gebildet, als der andere. Wenn nun die, welche über andere erhaben sind in diesen Stüken, oder sich wenigstens erhaben dünken, alle diese verachten und ihren Umgang meiden wollten; so würde diesen die Gelegenheit fehlen, sich zu vervollkommnen, und sie würden immer weiter hinter den ersteren zurük bleiben. Darum dürfen wir die, an welchen wir Fehler wahrnehmen, und welche in Sünden gefallen sind, nicht unbarmherzig beurtheilen, nicht hart behandeln mit Worten, ihren Umgang nicht meiden, sondern sie zu bessern suchen durch freundschaftlichen Umgang, durch Aufmunterung, Erschütterung ihres Gewissens und Rührung ihres Gemüths. Alle Menschen fehlen; darum sollen wir die, welche wir fehlen sehen, bemitleiden und ihnen helfen; aber nicht gegen sie zürnen, sie nicht völlig verachten, sondern immer noch als Menschen schäzen! Durch freundschaftliches Zureden läßt sich meistens mehr ausrichten, als durch harte Worte. Wenn der Sünder verächtlich behandelt wird, so wird er völlig gleichgültig gegen die Achtung der Leute und ganz abgewandt von dem besseren Theil

der

der Menschheit; wird er aber von Rechtschaffenen gesucht und mit Nachsicht und Schonung beurtheilt und behandelt; so schämt er sich vielleicht, in seinen Sünden fortzufahren. Rechtschaffene Leute sollen sich ihm nicht entziehen und sich nicht zu gut dünken, mit ihm umzugehen: das würde auch mehrentheils Selbstsucht, Eigendünkel, und Heuchelei anzeigen. — Mit denen sollen wir auch Gedult und Nachsicht haben, die schwach am Verstand oder Kenntnissen sind. Wenn ein Mensch aus der niederen Volksklasse, der keine Gelegenheit hatte viel zu lernen, eine Sache, die uns ganz bekannt ist, nicht weis und seine Unwissenheit an den Tag legt; so sind wir deswegen nicht befugt, ihn für schwach am Verstande und für unfähig zu erklären, das zu lernen, was wir gelernt haben: vielleicht würde er es an unserer Stelle noch viel weiter in nüzlichen Kenntnissen gebracht haben, als wir. Man belehre ihn lieber, statt ihn zu verachten und zu meiden, oder wohl gar zu verlachen und zu verspotten. Finden wir Menschen, die wirklich schwach am Verstande sind, und uns durch vieles und einfältiges Gespräch im Umgang beschwerlich fallen; oder die uns wegen ihrer Unbehülflichkeit im Umgang und in Ausdrüken, wegen ihrer rohen äusseren Sitten und Vorurtheile zuwider sind; oder nicht mit unserer

Den-

Denkungsart, mit unsern Empfindungen, Vorstellungen, Meinungen und Grundsäzen überein stimmen; so sollen wir auch mit diesen Gedult und Nachsicht haben, auch diese dürfen wir nicht kränken, verachten und meiden, sie nicht mit harten Worten anfahren, noch weniger sie hassen. Sanftmüthig laßt uns sie behandeln und bedenken, daß nicht alle Menschen in allen Stüken übereinstimmen, und nicht gleich gebildet, auch nicht mit gleichen Gaben von der Natur beschenkt seyn können. Ihnen sollen wir durch unsern Umgang zu nüzen suchen, und sie durch zutrauliche Gespräche und Belehrungen zu uns heraufziehen und bilden.

Unter dem jüdischen Volke wurden die Zolleinnehmer mehrentheils für sehr ruchlose Leute gehalten; zum Theil waren sie auch sehr ungerecht und unbarmherzig, und erpreßten den Zoll oder die Abgaben von den Juden auf eine grausame Art. Es gab aber auch ehrliche Leute unter ihnen. Ein solcher scheint ein gewisser Matthäus gewesen zu seyn: diesen sah Jesus am Zoll sizen; und weil er ihm wohl gefiel, so hies er ihn mit sich gehen und sein Jünger werden, wozu dieser auch gleich bereitwillig war. Als Jesus hierauf in ein Haus gieng und daselbst speisete; so kam ihm alsbald eine grose Menge Zöllner nach, die zum Theil auch

wirklich grose Sünder mögen gewesen seyn. Diese waren so zutraulich gegen Jesum und seine Jünger, daß sie sich zu ihnen an den Tisch sezten; da sie sahen, daß einer ihrer Kameraden ein Jünger Jesu worden war. Jesus schämte sich ihrer Gesellschaft nicht; sondern er benüzte diese Gelegenheit, ein Wort der Vermahnung zu diesen armen Sündern zu reden. Als die Pharisäer dieses sahen: eine gewisse jüdische Sekte, welche sehr eingebildet und heuchlerisch war; so sprachen sie zu den Jüngern Jesu: warum ißt euer Meister mit den Zöllnern und Sündern? Jesus hörte diese Frage und antwortete ihnen: die Starken bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken. Eben so, wollte er damit sagen, bedürfen es die Sünder mehr, daß man mit ihnen umgehe, und im Umgang Gelegenheit suche, sie zur Besserung zu vermahnen; als die Frommen, oder die Heuchler, welche nur fromm scheinen wollen; wie die Pharisäer waren.

Was man nicht versteht, das darf man nicht sogleich belachen und für ungereimt erklären.

Viele Leute haben die böse und verhaßte Gewohnheit, darüber sogleich streng abzuurtheilen und zu spotten, was ihre Begriffe übersteigt

und

und was sie nicht verstehen. Was sie noch nie gesehen oder gehört haben, das ist ihnen auffallend, das scheint ihnen oft ungereimt und wiedersinnig zu seyn; weil es ihre Begriffe übersteigt, so glauben sie, es übersteige alle Begriffe, es wäre allen Menschen eben so auffallend, wie ihnen selbst, und enthalte in sich eine Lächerlichkeit, weil es sie selbst lachen macht. Dabei liegt aber ein groser Eigendünkel zum Grunde; welcher darin besteht: daß sie über alles ein richtiges Urtheil fällen zu können glauben; daß sie von so vollkommenen Einsichten und Kenntnissen sich zu seyn dünken, daß ihnen nichts zu hoch und nichts unbegreiflich seyn könne. Wie thöricht ist diese Meinung von sich selbst! Kann denn ein Mensch, besonders, wenn er noch jung und unerfahren ist, oder wenn er von solchem Stande ist, daß er viel zu lernen keine Gelegenheit hatte, eine so richtige Einsicht in alle ihm vorkommende Gegenstände haben, daß er auch über das, was ihm noch neu ist und ihm zum erstenmal vorkommt, sogleich richtig zu urtheilen im Stande wäre? Welche Vermessenheit ist dieses, solches von sich zu glauben! Aber dieser Fehler ist unwissenden und unerfahrnen Leuten am meisten eigen; je mehr Kenntnisse und Erfahrung der Mensch erlangt, desto besser sieht er ein,

wie

wie viel dessen noch ist, was er nicht weis; desto weniger wird er geneigt seyn, das, was ihm noch neu ist und ungereimt zu seyn scheint, zu belachen und zu verspotten. Er untersucht es lieber und denkt: wer weis, ob es nicht in das Gebiet derjenigen vielen Gegenstände gehört, die ich nicht verstehe, und ob es nicht an sich glaublich, vernunftmässig und wahr ist. Aber der Unwissende und Unerfahrene öffnet sogleich seinen Mund zu einem Hohngelächter, wenn ihm Jemand etwas erzählt, das ihm in den engen Kreise seiner bisherigen Erfahrungen noch nicht vorgekommen ist; oder wenn er etwas Neues sieht, das seine Begriffe übersteigt, so erklärt er es für völlig unbegreiflich; oder wenn ihn Jemand über irgend eine Sache eines besseren belehren und ihm seine Vorurtheile, seinen Aberglauben und seine Irrthümer benehmen will, so weiset er ihn mit Spott und Hohngelächter ab. Das haben meine Vorfahren so lange geglaubt und gethan, denkt er, das habe ich schon so viele Jahre geglaubt und gethan, das mus doch wohl wahr und gut seyn; davon lasse ich mich nicht abbringen, dabei bleibe ich. — Siehst oder hörest du etwas Neues, so prüfe es; und sollte es wirklich für deine Einsichten etwas Ungereimtes enthalten; so hüte dich wohl, daß du Niemand

durch

durch Spott und Hohngelächter kränkest. Verwirf die Sache nicht sogleich als unwahr und untauglich; sondern warte den Erfolg ab, überlege sie reiflicher; so wirst du oft durch die Erfahrung von dem Gegentheil deiner bisherigen Meinung überzeugt, und auf andere Gedanken und Gesinnungen gebracht werden.

Jesus kam in das Haus eines Obersten, dessen Tochter so eben gestorben war. Daselbst war bei dem Leichnam viel Volk versammlet; zu diesen sprach Jesus: weichet, denn das Mägdlein ist nicht todt, sondern es schläft. Diesen rohen Menschen kam diese Behauptung Jesu ungereimt vor, und sie fiengen an, ihn zu verlachen. Hätten sie doch lieber erst den Erfolg der Sache abgewartet, ehe sie diesen fremden, ehrwürdigen Mann verlacht hätten, der in der edlen Absicht zu helfen kam! Aber so macht es der rohe, unwissende Theil der Menschheit; statt zu lernen, lacht und spottet er. Jesus lies sich durch sie nicht irre machen: er gieng hinein, ergriff das Mägdlein bei der Hand; da stand es auf. Nun hatte das Gelächter ein Ende, und verwandelte sich in allgemeines Erstaunen.

Verdrehung und Verleumdung.

Das Laster der Verdrehung besteht darin, wenn man entweder den Worten eines andern einen bösen Sinn unterschiebt, den sie, nach der Absicht des Redenden, nicht haben sollten; oder wenn man unschuldige oder tugendhafte Thaten und Absichten zu Lastern machen und so auslegen will, daß der Handelnde dabei in einem nachtheiligen Lichte erscheint. Verleumdungen sind üble Nachreden, indem man eines andern Laster ausbreitet, bekannt macht und vergrössert; oder ihm etwas Böses nachsagt, das gar nicht wahr ist, und das er nicht begangen hat. Beide schändliche Laster sind sehr genau mit einander verwandt, und fliesen oft in einen Punkt zusammen; beide sind, bei aller ihrer Schändlichkeit, doch ausserordentlich gewöhnlich in der Welt; zum Beweise, daß die Menschheit gar häßliche Fleken an sich trägt, und mit einer Natur begabt ist, welche gewis noch tief unter der Engelsnatur steht. Der offenbare Lästerer und Verleumder ist nicht so gefährlich, als der feine und verstekte: der erstere redet alles Böse, was ihm einfällt, ohne Rükhalt von seinem Nächsten; und wer nur einige Menschenkenntnis hat, der sieht und hört es gleich, daß Haß und Bosheit seine

Zunge

Zunge leitet, und daß nicht die Hälfte, vielleicht gar nichts von dem, was er sagt, wahr ist. Hingegen der feine Verleumder wirft oft durch Stillschweigen, durch ein zweideutiges Wort, durch Stoken mitten in der Rede oder durch einen andern feinen Kunstgriff ein nachtheiliges Licht und einen heimlichen Verdacht auf den Nächsten. Er läßt andere vieles errathen, statt das Böse von seinem Feind grade heraus zu sagen; und dabei erreicht er seinen Zwek noch viel sicherer und gewisser, als der erstere: andere vergrössern sich die Fehler des Nächsten in ihrer Einbildungskraft, und stellen sich solche viel entsezlicher vor, als wenn man sie ihnen gradezu gesagt hätte. Der Verleumder taugt meistens nichts in seinem Denken, Reden, Empfinden, Wollen und Handeln; deswegen kann er es auch nicht leiden, daß andere Leute besser sind, als er, und ihn an Rechtschaffenheit übertreffen. Er sucht also die Rechtschaffenen zu verkleinern, und die, von welchen er wirkliche Fehler weiß, tief herabzusezen. Die Handlungen der Menschen lassen sich nicht so leicht verdrehen, weil man sie meistens sieht; sie sind meistens offenbar. Aber die Absichten bieten dem Verleumder ein weites Feld zu Lästerungen dar; diese sieht man nicht, sie offenbaren sich nicht so augenschein-

lich, wie die Handlungen. Darum kann er diese nach Herzenslust verdrehen und guten Absichten böse unterschieben, an die Stelle, wo edle Beweggründe gewürkt haben, unedle sezen; man kann ihn nicht so leicht widerlegen und ihm das Gegentheil beweisen. — Das Urtheilen über andere ist zwar nicht unter allen Umständen unerlaubt; aber es mus damit ein vernünftiger Zwek verbunden seyn, wann wir andere tadeln; wir müssen es entweder in der Absicht thun, unserm Nächsten Selbstkenntniß zu verschaffen, daß er in Zukunft die Fehler meide, die er vielleicht unwissentlich bisher begangen hat; oder in der Absicht, Jemand für einem bösen, gefährlichen Menschen dadurch zu warnen, wenn wir ihm sagen, wie er diesen oder jenen etwa schon betrogen hat; oder in der Absicht, sich selbst zu verantworten, wenn etwa Jemand das Böse, das er selbst gethan hat, auf uns schieben will. Dann sollen unsere ungünstige Urtheile über den Nächsten aber stets der Wahrheit gemäs seyn; nichts Nachtheiliges von ihm sollen wir übertrieben vorstellen; wir sollen uns so ausdrüken, daß wir ihm selbst das nehmliche ins Gesicht zu sagen uns getrauen würden, wenn es verlangt würde, nemlich mit Bescheidenheit, ohne Bitterkeit und ohne beleidigende Ausdrüke. Das Gute dürfen

wir

wir auch nicht von dem Nächsten verschweigen, wenn wir etwas Nachtheiliges von ihm gesagt haben. Wann aber kein hinlänglicher Grund und vernünftiger Zwek vorhanden ist, ungünstig über Jemand zu urtheilen; so ist es am besten, sich überhaupt des Urtheilens über andere zu enthalten; denn der wahre Rechtschaffene bedarf auch unseres Lobs nicht; und wenn ihm solches ins Gesicht gesagt wird, so gleichet es nur allzu sehr einer niederträchtigen Schmeichelei, es beschämt ihn und ist ihm lästig. — Verleumdungen bleiben selten verschwiegen; der Verräther lauert darauf, und bringt sie wieder am rechten Orte an; dann entsteht daraus Zank und Feindschaft, der größte Verdruß und die ärgste Verbitterung erfolgt oft darauf. Wenn der Verläumder hernach selbst einmal fehlt, so wird der Verleumdete gewis auch nicht stille schweigen, sondern eben so streng über ihn urtheilen und eben so viel zu der Wahrheit hinzu dichten. Diesen unangenehmen Folgen kann man ja ausweichen, wenn man sich ungünstiger Urtheile über andere enthält, und stille schweigt, oder den Abwesenden entschuldigt, wann man Jemand von ihm nachtheilig reden hört. Haben wir wirklichen Verdacht auf Jemand wegen eines Vergehens, so sollen wir lieber zu gelind, als zu scharf

über

über ihn urtheilen, und Entschuldigungsgründe für ihn suchen, so lang es möglich ist. Hat er wirklich gefehlt, so laßt uns denken: seine Fehler gehen uns nichts an, Gott wird ihn richten; der sey ihm gnädig, so wie wir auch wünschen, daß er über uns wegen unserer eigenen Vergehungen ein gnädiges Gericht halten möge.

Einst brachte man zu Jesu einen stummen Menschen, daß er ihm helfen möchte; denn er hatte schon viele Proben von der Art abgelegt. Er half ihm auch wirklich, so daß der Stumme zu reden anfieng. Jedermann verwunderte sich über diese und andere ähnliche Begebenheiten; nur die Pharisäer sahen scheel dazu, daß Jesus sich so grosen Ruhm erwarb, sie suchten die edlen Thaten Jesu durch eine schändliche Verleumdung zu verdrehen und ihnen ihren ganzen Werth zu rauben, indem sie das Volk weis machen wollten: Jesus verrichte alle diese Wohlthaten durch die Hülfe und den Beistand des Teufels. Sie sahen wohl ein, daß ihr eigenes Ansehen, in dem sie bisher bei dem Volk gestanden hatten, durch Jesum verdunkelt würde; darum wollten sie ihn durch diese abscheuliche Beschuldigung bei dem Volke verhaßt und verdächtig machen.

Vorurtheile.

Vorurtheile oder vorgefaßte Meinungen sind solche Meinungen, die ein Mensch ohne Grund und Ursache annimmt und sich daran gewöhnt; weil sie ihm von Jugend auf eingeprägt worden sind, und weil sie viele andere Leute angenommen haben, so läßt er sich solche nicht gern widerlegen und benehmen, er läßt sich nicht gern auf Gründe für und wider sie ein; und wenn er schon widerlegt ist, so hängt er doch noch, wo nicht öffentlich, doch insgeheim an seiner Lieblingsmeinung. Ein solches Vorurtheil ist z. B. die Meinung, daß ein reicher oder vornehmer Mensch, der mit groser Pracht und äusserem Glanz einher fährt, besser sey und mehr Achtung verdiene, als ein armer; daß ein groser, schöner, diker Mann mehr Verstand habe, als ein kleiner, häßlicher und unansehnlicher; daß eine Sache, die aus fernen Landen zu uns gebracht wird, und daher selten ist, auch besser seyn müsse, als etwas, das häufig anzutreffen ist, in der Nähe wächst und in unsern Ländern erzeugt wird; und dergleichen mehr. Solche Vorurtheile sind aber sehr schädlich; sie verhindern uns die Wahrheit zu erkennen, und die Einsicht und Erkenntnis der Wahrheit ist doch von grosem Nuzen und vorzüglicher Wichtigkeit. Vorurtheile haben auch einen nach-

nachtheiligen Einfluß auf unser Verhalten, indem sie uns zu thörichten und sündlichen Handlungen verleiten; aus blosem Vorurtheil wird oft ein reicher Taugenichts über die Gebühr geehrt, hingegen ein ehrlicher, aber armer Mann verächtlich behandelt. Darum sollen wir solche Vorurtheile sorgfältig vermeiden, und, um dieses desto besser zu können, ihre Quellen und ihren Ursprung aufsuchen. In der Jugend wird gewöhnlich der Grund dazu gelegt durch schlechte Gesellschaft mit solchen Leuten, die davon angefüllt sind, und auch andere damit ansteken; diese sind entweder selbst Kinder, oder auch Erwachsene, Eltern und Vorgesezte. Leider pflegen viele Eltern ihren Kindern in der frühen Jugend ihre eigenen grundlosen Meinungen auf das sorgfältigste einzuprägen, und sie dadurch auf Lebenslang in die Ketten des Aberglaubens und der Thorheit gleichsam zu schmieden. Darum sey die Jugend besonders darauf bedacht, ihren Verstand zu bilden und sich zu diesem Endzwek geschikten Lehrern anzuvertrauen, ihren Lehren Gehör zu geben; vorurtheilsvolle Gespielen möglichst zu meiden; nichts ganz ohne Grund zu glauben, sondern allezeit auf den Grund zu gehn, ihre Meinungen stets durch vernünftige Gründe bestimmen und leiten zu lassen, und auch andern die Vorurtheile,

welche sie an ihnen wahrnimmt, gelegenheitlich zu benehmen.

Von einem grosen Vorurtheil waren die Landsleute Jesu angestekt; das sie offenbarten, als Jesus aus entfernteren Gegenden wieder in sein Vaterland zurükkehrte, und in den Schulen öffentlich mit groser Weisheit lehrte. Seine alten Bekannten, die ihn nebst seinem Vater, einem Zimmermann, und seine Mutter, Namens Maria, nebst seinen Brüdern Jakob, Joses, Simon und Judas und seine Schwestern gar wohl kannten, verwunderten sich nicht nur, als sie seine Lehren hörten; sondern sie nahmen sogar einen Anstoß daran und ärgerten sich darüber, daß ein Mann aus so niedrigem Stande, den sie nebst seinen armen Verwandten schon so lange gekannt hatten, als Lehrer auftrat. Warum sollten wir, dachten sie, von einem armen Manne von so niedriger Herkunft Belehrung annehmen? Vermuthlich würden sie ihm mehr Gehör gegeben, und grössere Achtung bewiesen haben, wenn er mit groser Pracht gekommen wäre, und ein schimmerndes äusseres Ansehen gezeigt hätte; seine Lehren hätten übrigens von geringerem Gehalt seyn dürfen. Von welchen thörichten Vorurtheilen waren diese Leute angefüllt! Wie thöricht und unvernünftig ist die Meinung, daß

ein armer Mann von niedriger Herkunft zu einem Lehrer untauglich, und unfähig seyn müsse, gute und weise Lehren vorzutragen!

Behutsamkeit in Reden.

Manche haben die üble Gewohnheit, daß sie geschwinder sprechen, als denken, ihr Mund ist immer vor ihrem Kopfe voraus. Daher kommt es dann, daß solche oft sich selbst widersprechen, einfältige, unzusammenhängende Reden von sich hören lassen, ihre und anderer Geheimnisse verrathen; daß sie aus Uebereilung manches versprechen, ohne erst zu überlegen, ob sie es auch halten können; daß sie oft etwas behaupten ohne gewissen Grund, sich ungeschikt und ungereimt ausdrüken, und was dergleichen üble Folgen mehr daraus entstehen. — Die Achtung gegen andere erfordert es, daß man ihnen nicht beschwerlich falle durch unbedachtsame, ungeschikte Reden; und die Achtung gegen sich selbst erfordert es ebenfalls, daß man sich dadurch kein Hohngelächter, keinen Spott und keine Feindschaft zuziehe. Denn oft redet der Unbedachtsame ohne Vorsaz Beleidigungen gegen andere, sowohl gegenwärtige als abwesende, und zieht sich dadurch Verdruß und Streit zu. Vergeblich versichert er hernach, daß seine Worte nicht so bös gemeint waren,

und

und daß er aus Uebereilung beleidigt habe; man wird seiner Versicherung keinen Glauben beimessen. Das geredete Wort kann nicht ungeredt werden durch alle mögliche Reue und Wiederrufungen; das offenbarte Geheimnis kann nicht wieder verborgen werden; das gegebene Versprechen kann nicht ungeschehen werden. Wie oft wünscht hernach ein solcher unbedachtsamer Schwäzer, geschwiegen zu haben, wann er sich wegen seiner unüberlegten Reden, deren Thorheit er nun selbst einsieht, schämen mus, und belacht oder angefeindet wird; oder wenn man auf die Erfüllung seines Versprechens dringt, wie sauer kommt ihm das oft an! Darum rede man immer mit Ueberlegung, erst denke man, ehe man spricht; dann spreche man aber auch zuversichtlich und mit festem Ton, nicht allzu langsam, daß dem Zuhörenden die Zeit nicht zu lange dabei währt; aber auch nicht zu geschwind, damit die Rede nicht undeutlich wird; auch nicht allzu bedächtlich und feierlich, damit es nicht scheint, als wenn man sich selbst gern reden hörte.

Herodes, König im jüdischen Lande, feierte einst seinen Jahrstag, und bei dieser Gelegenheit tanzte die Tochter der Herodias, der ehemaligen Gemahlin seines Bruders, vor ihm ausnehmend schön. Der König war so gnädig

gegen

gegen sie, daß er ihr mit einem Eide versprach, ihr zu geben, was sie verlangen würde; sie sollte nur etwas von ihm fordern. Was für ein übereiltes Versprechen war das! er hätte sich es doch leicht als möglich vorstellen können, daß sie etwas fordern würde, was er ihr entweder gar nicht geben könnte, oder was ihm doch wenigstens zu geben sehr schwer und unangenehm wäre. Die Tochter lief zu ihrer Mutter und fragte sie, was sie sich wohl von Herodes ausbitten sollte? Diese gab ihr den greulichen Anschlag, sich das Haupt des Johannes des Täufers, welcher damals im Gefängnis saß, auf einer Schüssel auszubitten. Die Tochter that dieses, und jezt erst sah der König ein, wie unüberlegt er in seinen Reden gewesen war. Er ward sehr unruhig über dieser Bitte; denn er wuste wohl, daß Johannes bei dem jüdischen Volke in grosem Ansehen stand, und er fürchtete daher einen Aufruhr, wenn er ihn tödten liesse. Johannes hatte dem König freimüthig vorgehalten, wie unrecht er daran gethan hätte, daß er seines Bruders Weib geheurathet hätte; deswegen hatte ihn Herodes in das Gefängnis sezen lassen, und deswegen war ihm Herodias ausserordentlich feind. Weil Herodes sein Versprechen mit einem Eide bestätigt hatte, und alle anwesende Gäste solches

gehört

gehört hatten; so wollte er aus Ehrgeiz sein Wort nicht zurük nehmen. Er schikte also hin in das Gefängnis, lies den unschuldigen Johannes enthaupten und sein Haupt der Tochter auf einer Schüssel darreichen.

Pflicht, sich auch ungerechten Verordnungen der Obrigkeit zu unterwerfen.

Manche Leute glauben gar kein Unrecht leiden zu können; sie machen sich lieber die größte Feindschaft und Verdruß, sie werfen sich lieber zu Aufrührern gegen ihre Vorgesezten auf und sezen sich dadurch lieber in die größte Gefahr und Unannehmlichkeit, als daß sie sich einen geringen, ungerechter Weise zugefügten Schaden sollten gefallen lassen. Solche sorgen aber schlecht für sich selbst, indem sie beständig ihren Kopf aufsezen und sich über ein erlittenes Unrecht von Seiten ihrer Obrigkeit so herzlich grämen und ärgern, als wenn ihre ganze zeitliche und ewige Wohlfahrt davon abhienge. Nein, auch ungerechten Forderungen und Verordnungen der Obrigkeit unterwirft sich der Weise, auch Bedrükungen kann er von seiner Obrigkeit annehmen und leiden. Unrecht leiden ist allezeit besser, als Unrecht thun. Wenn wir gar keine Ungerechtigkeiten von Seiten der Obrigkeit ertragen wollten; so würde dieses

ses viele üble Folgen für uns und für das Ganze haben. Dann würde vieles für Ungerechtigkeit erklärt werden, was es doch nicht ist; denn der Unterthan weis manchmal nicht, wie viel die Obrigkeit nothwendig braucht; er glaubt manchmal, eine Abgabe sey unnöthig, die der Obrigkeit schlechterdings nothwendig und unentbehrlich ist. Unruhige Köpfe würden sich dann aufwerfen zu Aufrührern gegen die Obrigkeit, und in der Absicht, selbst an das Ruder des Staats zu gelangen, die Obrigkeit zu stürzen trachten und ihr ungegründete Vorwürfe wegen vorgeblicher begangener Ungerechtigkeiten machen. Thut uns die Obrigkeit aber wirklich Unrecht, so laßt uns bedenken, daß auch Fürsten unvollkommene Menschen sind, daß nach ihrem Abgang wieder unvollkommene Menschen zur Regierung gelangen werden; es sey in einem Lande eine Verfassung, welche man wolle, so sind es immer wieder unvollkommene Menschen, denen man das Staatsruder in die Hände giebt. Von solchen mangelhaften irrigen und fehlerhaften Wesen, wie der Mensch ist, darf man aber nicht fordern, daß sie zu einer ganz gerechten, fehlerfreien Regierung fähig seyn sollen; wie alle Menschen fehlen, so fehlen auch die Regenten. Wenn nur ihre Fehler nicht zu gros und zu häufig sind; so

müssen die Unterthanen dieses schon für ein groses Glük schäzen, und unbedeutende Bedrükungen gern ertragen. Jeder Mensch sorgt vorzüglich für sein eigenes Beste; er weiß zwar, daß er, nach der strengen Vorschrift seiner Vernunft seines Nächsten und der ganzen Welt Bestes eben so, wie sein eigenes zu befördern streben soll; aber dieses strenge Vernunftgebot kann er nie ganz erfüllen; immer wird doch die Selbstsucht und Eigenliebe bei aller menschlichen Tugend hervorleuchten. So leuchtet sie auch bei den Fürsten hervor: sie fordern meistens mehr Abgaben, als nöthig wäre, mehr Dienstleistungen, als sich gebührt, damit sie von dem Ueberfluß sich selbst wohl können seyn lassen. Wer wird aber deswegen sogleich sich seiner rechtmässigen Obrigkeit widersezen? welcher Weiser wird um kleiner Unvollkommenheiten der gegenwärtigen Staatsverfassung willen sogleich eine andere wünschen, von welcher man noch nicht weis, ob sie besser oder schlimmer wird? von welcher man aber doch so viel mit Gewisheit weis, daß sie auch nicht ganz vollkommen und fehlerfrei seyn wird? welcher Weiser wird nicht auch Unrecht von Seiten der Obrigkeit leiden können, da eine vollkommene Staatsverfassung und vollkommene, darin herrschende Gerechtigkeit in dieser unvollkommenen

nen Welt niemals zu Stande kommen kann, so lang sie von Menschen, und nicht von Engeln bewohnt wird? Einzelne Menschen ausgenommen, strebt jeder Mensch, sowohl in der häuslichen als bürgerlichen und jeder andern Gesellschaft nach der Erweiterung seiner Rechte; fast Jeder läßt seine selbstsüchtigen Absichten hervorschimmern. Immer drükt der Mensch den Menschen, und immer wird er es thun; er weis zwar, daß er es von Rechts wegen nicht thun sollte, er thut es aber doch, vermöge seiner angebohrenen selbstsüchtigen Absichten. Der Weise sucht sich in diese unvollkommene Welt und in die Lage, worin er sich befindet, zu richten und zu fügen; er hält es für billiger, daß er sich in die Welt richte, als daß sich die Welt nach ihm richte.

Jesus reiste mit seinen Jüngern weit und breit herum, in der Absicht zu lehren. So kam er auch nach einer Stadt im jüdischen Lande, Capernaum. Daselbst forderte man dem Petrus den gewöhnlichen Zoll ab, den die Reisenden bezahlen musten. Petrus weigerte sich auch nicht, solchen zu entrichten und gieng zu Jesu, mit ihm von dieser Sache zu reden. Jesus kam ihm zuvor und fragte ihn: was dünket dich? von wem dürfen die Fürsten Zoll nehmen? von den Landskindern, oder von Fremden?

Petrus

Petrus antwortete: von den Fremden. Jesus sprach: so sind die Landskinder von Rechtswegen frei. Damit wir aber Niemand einen Anstoß oder ein böses Beispiel geben, so gehe hin an das Meer und wirf den Angel aus. Den ersten Fisch, den du fangen wirst, verkaufe; das gelösete Geld bezahle für mich und dich. Jesus weigerte sich also nicht, ungerechte Abgaben zu entrichten.

Vortreflichkeit der Unschuld.

Der Stand der Unschuld ist derjenige Zustand des Menschen, in welchem er noch nicht zum Bösen versucht worden ist und auch noch nichts Böses gethan hat, sondern noch gut, ehrlich und aufrichtig ohne Bosheit und Laster ist. Sie ist vorzüglich den Kindern eigen; unter erwachsenen Leuten ist sie sehr selten, doch findet sich zuweilen ein in Ränken und Tüken, in Wollust, unedlem Eigennuz und Eitelkeit unerfahrener Mensch, der seine Unerfahrenheit im Bösen unvorsäzlich in Reden offenbart, oder auch unvorsäzlich sein gutes, unverdorbenes und aufrichtiges Herz zeigt, und dessen Unschuld so etwas Rührendes, Anziehendes und Wohlgefälliges hat, wie ein heller Sonnenstrahl, der durch düsteres Gewölk fällt. Aber das Ehrwürdige der Tugend hat die Unschuld nicht;

denn sie ist eigentlich nicht Tugend. Sie ist aber doch etwas sehr Vortreffliches und Wünschenswerthes. In ein unschuldiges Herz kann die Tugend leicht gepflanzt werden; es finden sich daselbst keine solche Schwierigkeiten und Hindernisse, wie in seinem verdorbenen, von bösen Lüsten und sündlichen Neigungen angefüllten Herzen. Bei Versuchungen zur Sünde ist die Unschuld in groser Gefahr, ihre Unerfahrenheit kommt ihr hier sehr übel zu Statten. Durch die blendende Seite des Lasters wird sie so leicht angezogen, wie eine Fliege durch den Schimmer der Flamme angelokt, zu spät ihre verzehrende Kraft an ihrem Leibe empfindet. Dann bedarf die Unschuld eines Aufsehers und Führers. Der Unschuldige und Unversuchte halte sich nur nicht für vollkommen; das ist der erste Schritt zu seinem Fall, wenn er die Gefahr der Versuchung, in welche er noch niemals gerathen ist, verachtet. Er wache und rüste sich in Zeiten zu dem Kampf gegen das Böse. Nachdem unsere Tugend durch Versuchung bewährt worden ist und darin bestanden hat; sollen wir wieder den unschuldigen Kindern gleich werden, so offenherzig seyn, als wenn wir nie etwas von Verleumdern und falschen Zungen zu fürchten hätten, und doch dabei vorsichtig; auch die bewährte Tugend soll, so

wie

wie die unschuldige Kindheit, ohne Falschheit, so friedliebend, so aufrichtig, so sanft, so vergnügt mit wenigem, so fern von aller Bosheit und Tüke bleiben, als wenn sie nie durch Beleidigungen zum Streit und zur Nachgierde, durch hinterlistige und arglistige Behandlung zu verstektem Haß und heimlicher Feindschaft gereizt worden wäre; als wenn sie nie der Schimmer des Geldes zur Habsucht versucht hätte. Die bewährte Tugend soll den Schein der Unschuld annehmen, den Kindern sollen wir ähnlich, und doch nicht kindisch werden; Erfahrung und Stärke der Seele soll mit kindischer Unschuld verbunden werden.

Die Jünger Jesu thaten die Frage an ihn: wer doch wohl der größte und beste in dem Reich, das Jesus auf Erden aufrichten würde, wäre? Was für Eigenschaften in diesem Reiche wohl einen Vorzug für andern gäben? Darauf rief Jesus ein Kind zu sich, stellete es mitten unter sie und sprach: wahrlich ich sage euch, wenn ihr euch nicht ändert, und wie die Kinder werdet; so werdet ihr nicht geschikt seyn, in das unsichtbare Reich der Tugend, das ich aufrichten will, einzugehen. Wer sich, wie dieses Kind, selbst erniedrigt und so demüthig und anspruchslos, so bescheiden und unschuldig wird, wie dasselbe, der ist der größte in diesem

 Reiche.

Reiche. Damit wollte er sagen: wer in seiner bewährten Tugend wieder den Schein und das Ansehen der kindischen Unschuld annimmt, der ist geschikt Theil zu nehmen an dem Reiche der Tugend.

Halte dich nicht selbst für vollkommen.

Wer sich selbst für vollkommen gut hält, der irrt sich und kennt sich gewis selbst nicht. Niemand ist vollkommen, ausser Gott. Die Tugend ist ein beständiges Fortschreiten von dem Schlechteren zu dem Besseren; wer sich nun schon für vollkommen hält, und auf dieser Bahn von dem Schlechteren zum Besseren stille steht, der wird gewis nicht lange stehn bleiben, sondern sogar wieder umkehren und sich verschlimmern, wann er gleich noch nicht weit vorwärts gekommen war. Wenn er sich selbst kennte, so müßte er auch seine Unvollkommenheit wahrnehmen; er müßte einsehen, daß er noch lange nicht das ist, was er sich zu seyn dünkt, daß selbst der Rechtschaffenste noch nicht vollkommen ist, vielweniger er, der durch seinen unbescheidenen Eigendünkel zu erkennen giebt, daß er gewis noch keiner von den besten und edelsten Menschen ist; denn der Rechtschaffene ist immer bescheiden und hält sich noch für mangelhaft. Beständig sollen wir kämpfen

gegen

gegen das Böse, dieser Kampf endigt sich nie in diesem Leben. Wer sich aber in der grosen Meinung, die er von sich selbst hat, für sicher hält, der wird am ersten in Sünden fallen, wann er unvorbereitet zu dem Bösen versucht wird. Gegen unsere Lieblingssünden sollen wir am meisten zu Felde ziehen, diese sollen wir am ernstlichsten auszurotten suchen und nicht denken: diese Sünde kann ich mir nicht abgewöhnen, die darf und will ich behalten. Keine einzige dürfen wir vorsäzlich behalten, wenn wir Anspruch machen wollen auf den edlen Namen des Tugendhaften, Vollkommenheit wird dieses doch niemals heissen können. Die Unvollkommenheit des sich für vollkommen ausgebenden oder sich vollkommen dünkenden kommt doch endlich an Tag; er bemerkt seine Fehler zu spät, oder andere nehmen sie wahr, und schäzen ihn hernach desto geringer, weil er sich vorher über andere erhub. Um diesen schlimmen Fehler ablegen zu können, ist es nöthig, seine Quellen zu erforschen, hernach kann man diese erst verstopfen. Dieser Fehler entsteht aus einer gewissen Trägheit, welche die Ursache des Mangels der Selbstprüfung ist: aus Trägheit will man seinen eigentlichen Seelenzustand nicht untersuchen und die morschen, faulen Stellen in seiner Gemüthsart nicht ausfindig machen,

chen, damit man der Mühe überhoben bleibt, sie auszubessern. Auch eine gewisse Heuchelei, die man gegen sich selbst sowohl, als gegen andere begeht, ist dabei würksam. Man sucht sich selbst zu überreden, daß man nicht Ursache habe, sich noch mehr zu verbessern, und sich selbst, so wie auch andern ein Blendwerk vorzumachen. Nun verachtet dieser Selbstzufriedene andere neben sich, die vielleicht viel besser sind, als er; er erhebt sich stolz, zeigt gern seine gute Seite, und wider seinen Willen erscheint auch manchmal seine schlechtere Seite zugleich mit der guten. Man sey aufrichtig gegen sich selbst und gestehe seinem eigenen Herzen seine Fehler, die man durch Selbstprüfung leicht entdeken wird, die in so groser Menge werden entdekt werden, daß wir dadurch werden gezwungen werden, uns vor Gott und Menschen zu demüthigen und daß der Stolz auf eigene Vollkommenheit völlig verschwindet.

Ein Mensch trat zu Jesu, der ihn fragte: guter Meister, was soll ich Gutes thun, daß ich das ewige Leben möge erhalten? Er antwortete ihm: was nennest du mich gut? Niemand ist gut, ausser Gott allein: Niemand ist vollkommen heilig, als er. Willst du aber zum Leben und zur Glükseligkeit eingehen, so halte die Gebote. Er fragte ihn: welche? Jesus

antwor-

antwortete: du sollst nicht tödten; du sollst nicht ehebrechen; du sollst nicht stehlen; du sollst kein falsches Zeugniß reden. Ehre Vater und Mutter. Du sollst deinen Nächsten lieben, als dich selbst. Da sprach Jener zu ihm: das habe ich alles gehalten von meiner Jugend auf; was fehlet mir noch? Siehe da den Heuchler, der sich vor sich selbst und andern Menschen so gern für vollkommen ausgegeben hätte! Jesus, der wohl gemerkt haben mochte, daß dieser Mensch dem Geiz sehr ergeben war, wollte ihn doch auf seine schwache Seite aufmerksam machen und sprach zu ihm: willst du vollkommen seyn, so gehe hin, verkaufe, was du hast, und giebs den Armen; so wirst du einen Schaz im Himmel haben. Dann komm, und folge mir nach. Da er dieses hörte, gieng er betrübt hinweg; denn er hatte viele Güter, und sein Herz hieng nur allzu sehr an dem Irdischen. Da muste er doch selbst einsehen, daß er noch nicht so vollkommen war, wie es ihm vorher gedünkt hatte; weil er es nicht vermochte, sich bis zu dem Grade der Selbstverleugnung zu erheben, daß er seine Reichthümer den Armen geschenkt, dem Irdischen entsagt hätte und ein Jünger und Nachfolger Jesus geworden wäre.

Wankelmuth.

Der Wankelmuth ist eine Veränderlichkeit in Gesinnungen ohne besonderen Grund und Ursache. Er ist dem weiblichen Geschlecht mehr eigen, als dem männlichen, und zum Theil ein angebohrener Fehler der Gemüthsart, folglich nicht ganz von dem Willen abhängig. Der Mensch ist z. B. wankelmüthig und veränderlich in der Zuneigung und Achtung gegen Jemand. Besonders ungebildete Leute pflegen zuweilen Jemand ohne Grund zu lieben, und ihm ihre Liebe auf allerlei Art zu beweisen; bald hernach verlöscht diese Liebe; ja sie verwandelt sich zuweilen auch ohne Ursache in Haß und Verachtung, woraus die schreklichsten Verfolgungen entstehen. Andere wechseln in ihrer Liebhaberei und in ihren Hauptneigungen und Lieblingsvergnügungen oft ohne Grund und Ursache ab: was ihnen vor Kurzem gefallen hat, das rührt sie jezt nicht mehr; was ihnen sonst das größte Vergnügen war, das kann jezt ihr Gefühl nicht mehr reizen; andere Neigungen und andere Vergnügen sind an die Stelle der ersteren getretten, ohne daß sie selbst die Ursache davon angeben könnten. Manche sind wankelmüthig in ihrer Gemüthsart; bald lustig, bald traurig; bald arbeitsam, bald träge

an Geist und Körper, ohne zu wissen, warum? Wenn diese Veränderlichkeit keinen schädlichen und unerlaubten Einfluß auf den Willen hat, so gehört sie zu den unschuldigen angebohrenen menschlichen Eigenheiten, und enthält gar nichts Verwerfliches. Hat sie aber Einfluß auf das Betragen gegen andere, so daß man den Leuten bald freundlich, bald unhöflich ohne Ursache begegnet; daß man sie bald mit Schmeicheleien und Wohlthaten überhäuft, bald sie wieder beleidigt und verfolgt; oder daß sie zu irgend einer Versündigung gegen Gott, gegen sich selbst oder gegen andere verleitet; so ist sie sehr unrecht. Die Leute wissen dann nicht, wie sie es mit einem solchen Menschen haben, der so veränderlich in seinem Betragen ist, und sie werden seinen Umgang als sehr gefährlich meiden. Eine gewisse Unüberlegsamkeit und eine beständige Nachgiebigkeit gegen die Gefühle ist der Grund des Wankelmuths, indem man sich von seinen Gefühlen bald dahin, bald dorthin treiben läßt, ohne gehörigen Widerstand zu thun, und ohne die Gefühle durch die Vernunft zu ordnen. Einem Weisen steht es besser an, in seine Gesinnungen, Gefühle, Neigungen, in seine Gedanken, Reden und Handlungen eine gewisse Einheit und Gleichförmigkeit zu bringen, und sich der Gleichmüthigkeit

zu

zu befleisigen; so viel möglich soll er derselbe bleiben in seinem Betragen, in Reden, Gesinnungen, Empfindungen, in der Lebhaftigkeit, Frölichkeit, Ernsthaftigkeit und Thätigkeit, er soll mit sich selbst nie im Widerspruch stehen.

So wankelmüthig zeigte sich auch das jüdische Volk in seinen Gesinnungen und in seinem Betragen gegen Jesum. Als er einmal einen feierlichen Einzug in Jerusalem hielt und in die Stadt ritt; so breitete das Volk seine Kleider auf den Weg, und hieb Zweige von den Bäumen ab, die ebenfalls auf den Weg gestreut wurden, damit er sanft reiten möchte. Vor und hinter ihm schrie man: gepreiset sey, der da kommt in dem Namen des Herrn! Alles verehrte und erhub ihn mit Lobeserhebungen. Eben dasselbe Volk war einige Zeit hernach fähig, in der größten Verbitterung das Todesurtheil gegen ihn ohne Grund und Ursache von seinem Richter zu fordern. Kreuzige ihn, kreuzige ihn! schrien sie hernach aus; den, welchem sie Zweige und Kleider auf den Weg gestreut hatten, damit er sanft reiten möchte, verdammten sie mit Ungestümm zu dem schmählichen Kreuzestod; an seinen Leiden sahen sie ihre Freude, und in seinen Schmerzen verhöhnten, verlachten und verspotteten sie ihn. Welch ein gottloser Wankelmuth!

Schänd-

Schändlichkeit der Verleugnung und Verlassung eines Freundes in der Noth.

Bei dem Glüklichen findet sich leicht ein Schwarm von eigennüzigen Schmeichlern ein, die zu ihm kommen mit der Miene des aufrichtigen, warmen Freundes, und sich stellen, als kämen sie um seiner Person und um seines angenehmen Umgangs willen; aber im Grund kommen sie um des Sinnengenusses willen, der ihnen bei ihm zu Theil wird. Wird der reiche, glükliche Freund aber unglüklich, so bleiben sie weg; kommt er in Gefahr, so mögen sie solche nicht mit ihm theilen; wird er verachtet, so verleugnen sie ihn und wollen ihn nicht mehr kennen; wird er arm, so lassen sie ihn im Elend steken. Dieser verächtliche Schwarm gleicht einem Heer von hungrigen Vögeln, das sich nur so lange auf einem Fruchtaker sammlet, als Früchte darauf sind. In der Noth wird der wahre, edle Freund erkannt und von dem eigennüzigen Freunde unterschieden. Wenige bleiben in der Noth, aber wahre. Der wahre Freund verläßt und verleugnet seinen Freund auch nicht in der größten Lebensgefahr; er bedenkt, daß das sein einziger Trost in der Noth ist, wenn er noch Jemand hat, der an seinem Leiden Theil nimmt, sich darüber

betrübt

betrübt und sich öffentlich für einen Freund des allgemein Verachteten und Verleugneten ausgiebt. Steht er aber einsam und verlassen da, findet sich Niemand, der sich über sein Leiden wenigstens betrübte, wenn er ihm auch nicht sollte helfen können; verlassen und verleugnen ihn alle, und er bleibt blos sich selbst und seinem Schicksal überlassen, von Feinden umringt, in Lebensgefahr schwebend, welch ein trostloser Zustand ist dieser!

Die Feinde Jesu wagten es endlich, Hand an ihn zu legen und ihn gefänglich wegzuführen in das Haus des Oberpriesters, wo er verhört ward, und falsche Zeugen gegen ihn auftraten. Alle seine Jünger zerstreuten sich; nur Petrus schlich von ferne nach bis in das Haus des Hohenpriesters. Hier wurde er für einen Jünger Jesu angesehen und gefragt: ob er nicht ein Anhänger und Nachfolger Jesu wäre? Wie schön wäre es gewesen, wenn er sich hier öffentlich für einen treuen Freund Jesu ausgegeben, und ihn auch in der Noth nicht verleugnet hätte! Aber anstatt dieses zu thun, fieng er an unter den gräßlichsten Flüchen und Schwüren zu behaupten, daß er diesen Menschen nicht kenne, der da verhört würde. Seinen treuen Lehrer, der sich seiner bisher so wohlmeinend angenommen hatte, verlies er in dieser grosen Noth und Gefahr, und ver-

leugnete ihn. Jezt stand Jesus ganz ohne Trost da, von der Schaar seiner Feinde umringt, die nach seinem Blute dürsteten, und von seinen Freunden verlassen und verleugnet.

Verstokung.

Das ist derjenige gefährliche Zustand eines Sünders, da es so weit mit seiner Bosheit gekommen ist, daß sein Gefühl für Recht und Unrecht ganz erstorben und verloschen ist, und daß er bei den größten Uebelthaten keine Regung seines Gewissens mehr empfindet; ein Zustand, da er dem unvernünftigen Vieh gleicht und auch keine Religion, keinen Glauben an Gott und Ewigkeit; wenigstens keine feste Ueberzeugung von diesen Wahrheiten mehr haben wird. Verstokung entsteht durch lange fortgesezte Lasterhaftigkeit und Angewöhnung an grose Verbrechen. Selbst die Tugend, deren Ausübung dem Menschen doch gewöhnlich so schwer ist, kann ja endlich zur Gewohnheit werden; wieviel geschwinder und leichter kann sich der Mensch an das Laster gewöhnen, und sich so sehr darein verwikeln und verstriken, daß er es ohne Gewissensunruhe ausüben kann, und ihm das Gefühl von Gut und Bös ein fremdes und unbekanntes Gefühl wird! Das bestätigt auch die Erfahrung und das Daseyn so vieler, wirk-

lich

lich verstokter Bösewichter, daß das Versinken bis zu diesem Grade der Bosheit dem Menschen nur allzu leicht möglich ist. Schlechte Erziehung und mangelhafter Religionsunterricht würkt dabei auch oft mit: wer in der Jugend selten an seine Pflichten und an Gott und Ewigkeit erinnert, und selten für dem Bösen gewarnt worden ist, der wird schon früh ein Bösewicht; wie weit kann der es endlich in der Bosheit bringen, wenn er lange in der Welt lebt! Einen solchen Verstokten rührt keine Vermahnung; meistens versteht er sie nicht, man spricht ihm von Recht und Unrecht, das er nicht mehr kennt. Mit kalter Ueberlegung und mit gutem Vorbedacht sezt er seine Laster fort, es ist bei ihm Vorsaz, lasterhaft zu leben. Er ist sehr schwer zu bekehren. Seltsame, auffallende Begebenheiten können zu seiner Bekehrung mehr mitwürken, als Vermahnungen; z. B. schwere Gewitter, Erdbeben, gefährliche Seuchen, eine gefährliche Krankheit, in welche der Bösewicht fällt, Blindheit, Lähmung, Kraftlosigkeit, wie auch harte körperliche Strafen können sein Gemüth einigermassen erschüttern und in Angst und Bangigkeit versezen. Trost würde darauf seiner Seele Gift seyn, dadurch würde er wieder in seinen vorigen Sündenschlaf verfallen, um vielleicht

nie

nie wieder daraus zu erwachen. Strenger Vorhalt mus dazu kommen, um den Verstokten auf den Weg der Busse zu leiten. Wehe dem Unglüklichen, der so tief sinken konnte! Schon in früher Jugend verabscheue der Mensch diesen viehischen Zustand und fürchte sich mehr dafür, als man einen unabsehlichen Abgrund fürchtet.

Jesus ward, nebst zwei Missethätern, gekreuzigt, und das umstehende Volk verhöhnte und verspottete ihn. Einer dieser Missethäter war bis zu dem, fast unglaublichen Grade der Bosheit und der Verstokung gesunken, daß er Jesum ebenfalls verspottete; da er doch gleiches Schiksal mit ihm hatte, und jezt sein sündenvolles Leben endigen sollte. Die nahe Ewigkeit, in die er jezt eingehen sollte; die nahe Strafe, welche er durch seine Missethaten verdient hatte, und die ihm die höchste Gerechtigkeit in der Ewigkeit auferlegen muste; das ehrwürdige Ansehen Jesu und seine Unschuld, das alles konnte seine schwarze Seele nicht erschüttern; nichts konnte ihn davon abhalten, die Kette von Lastern, welche er ohne Zweifel in seinem ganzen Leben begangen hatte, durch eine teuflische Schadenfreude und durch Verspottung und Verlästerung dessen, mit dem er gleiches Schiksal litt, zu beschliesen.

Pflichten gegen die Verstorbenen.

Wir haben allerdings auch gegen Todte noch einige Pflichten zu beobachten; nicht um ihrentwillen, sondern um der Lebenden willen: nicht darum, als ob wir den Verstorbenen noch einen Gefallen und Dienst dadurch thun könnten, sondern um unsere Achtung und Zuneigung gegen sie den Lebenden dadurch zu beweisen, und auch bei ihnen die Achtung und Zuneigung gegen rechtschaffene Menschen dadurch zu erweken. Der Todte empfindet nichts, er weis vielleicht nichts von dem, was man mit seinem Leibe vornimmt; dem abgeschiedenen Geist, der sich in höhere Gefilde geschwungen hat, wird wenigstens die Art, wie man seine sterbliche Hülle behandelt, sehr gleichgültig seyn. Das ehrwürdige Andenken des verstorbenen tugendhaften und geliebten Freundes sollen wir durch gewisse Feierlichkeiten und Ehrenbezeugungen erneuern und unserm Gedächtnis recht einprägen, damit wir nie sein gutes Beispiel, seine guten Lehren, seine Tugend, seine Freundschaft und Dienste gegen uns vergessen; damit wir uns durch dieses Andenken in unserer ganzen künftigen Lebenszeit ihm ähnlich zu werden angetrieben fühlen. Andern sollen wir die Tugend ehrwürdig machen,

chen, indem wir sie an den Verstorbenen ehren. Ein schönes Begräbnis mit allerlei rührenden Feierlichkeiten angestellt, ein gutes äusseres Ansehen, das dabei beobachtet wird, das ist alles, was die Pflicht von uns fordert, den Todten zu erweisen. Der Freund kann es doch nicht gelassen ansehen, daß sein Freund unbegraben bleibe, oder daß er ohne Umstände verscharret werde, oder daß ihm in andern Stüken nicht die gebührende Achtung und Ehre nach dem Tode erwiesen werde; er weis wohl, daß alles dieses dem Verstorbenen gleichgültig ist, aber sein eigenes Gefühl empört sich doch dagegen, wenn das alles nicht beobachtet wird: es ist doch der Leichnam seines Freundes, die ehemalige Wohnung des edlen Geistes, der sich nun der Erde entschwungen hat, und sich in einem besseren Leben befindet. Der Erde, aus welcher wir unsern Ursprung haben, sollen wir den Leib jedes Verstorbenen wiedergeben; das ist der Natur der Sache gemäs, und ist überall und zu allen Zeiten gebräuchlich gewesen und für schiklich und pflichtmässig erkannt worden.

Nachdem Jesus am Kreuze verschieden war so kam ein Freund Jesu, Namens Joseph, zu dem römischen Landpfleger Pilatus, und bat ihn um den Leib Jesu. (Die Römer waren die

Oberherren des jüdischen Landes, und hatten beständig einen Statthalter darin.) Pilatus gab ihm solchen ohne Schwierigkeit. Joseph wikelte den Leichnam in ein feines Leinwand und begrub ihn in sein eignes neues Begräbnis, welches er hatte lassen in einen Felsen hauen, und in welches er selbst dereinst wollte begraben werden. Joseph konnte es doch nicht gelassen ansehen, daß Jesus, wie ein Missethäter, mitten zwischen zwei Verbrechern, sollte länger am Kreuze hangen; durch ein schönes Begräbnis wollte er doch seinem treuen Lehrer und Freund die lezte Ehre erweisen.

Pflicht, die Unglüklichen zu trösten und ihnen zu helfen.

Wenn der Unglükliche Jemand findet, der Antheil nimmt an seinem harten Schiksal, so fühlt er dessen Last nur zur Hälfte; er faßt sich viel leichter und geschwinder, und fängt an, selbst nach Trostgründen zu suchen, wenn er Jemand hat, der ihm suchen hilft. In der Heftigkeit des Schmerzgefühls und der Betrübnis kann sich der Leidende die Trostgründe nicht sogleich bestimmt denken; er denkt nur an die üble Seite der Sache, und diese verschlimmert er sich noch durch die Einbildungskraft, fürchtet unglükliche Folgen, welche blos mög-

lich,

lich, vielleicht sehr unwahrscheinlich sind. Das kommt daher, weil er die Sache nur unbestimmt bedenkt, nur empfindet, aber sich nicht thätig genug im Geiste beweiset, und sich das Uebel nicht nach seiner wahren Beschaffenheit, in seinen einzelnen Theilen, ruhig vorstellt, nicht an seine Quelle noch an die Hülfs- und Rettungsmittel denkt. Indem er sich hauptsächlich nur leidend verhält, so raubt er sich durch die traurigen Empfindungen des Gemüths immer mehr die Geistesthätigkeit, und versenkt sich immer tiefer in das eingebildete Uebel, das nur in seiner Einbildungskraft wohnt, wenn gleich das wirkliche Uebel, das die erste Veranlassung zu dem eingebildeten ist, dasselbe bleibt und sich nicht vergrössert. — Wenn nun Jemand kommt, und hilft einem solchen niedergeschlagenen Gemüthe wieder auf die Spur der Geistesthätigkeit, und reißt es aus dem unthätigen blos empfindenden Zustande durch Rath und Trost heraus, so ist schon viel gewonnen; so thut er dadurch dem Unglüklichen schon einen grosen Dienst; wenn gleich dieser Dienst nicht so sehr in die Augen fällt, als etwa eine Summe Geldes, die einem Hülfsbedürftigen geschenkt wird, so kann er in manchen Fällen doch eine grössere Wohlthat seyn, als das leztere. Man zeige einem solchen Unglük-

lichen die wahre Beschaffenheit der üblen Sache, ohne sie zu verkleinern oder zu vergrössern; dann lasse man ihn auch die Hülfsmittel, Trostgründe und Hofnungen einsehen, die sich finden und mache ihn aufmerksam auf das Gute und Angenehme, das ihm in seiner Lage noch übrig bleibt, und das er in der Heftigkeit der Gemüthsempfindung vielleicht ganz übersieht; man ermuntere ihn zu dem sorgfältigen Genusse desselben und schildere ihm dieses mit den lebhaftesten Farben; wo möglich täusche man durch Uebertreibung seine Einbildungskraft hierbei, damit ein Gegengewicht entstehe gegen die Uebertreibungen der Einbildungskraft in der Vorstellung des vorgefallenen Unglüks. Aber mit groser Klugheit und Vorsichtigkeit mus dieses geschehen; nicht auf eine gewöhnliche Art, nicht in alltäglichen Ausdrüken, welche wegen ihrer Alltäglichkeit keinen Eindruk auf das Gemüth machen, sondern mit vorhergegangener Ueberlegung. In dem ersten Anfall der Betrübnis oder des Schrekens ist weiter nichts zu thun, als den Unglüklichen von der Anrichtung eines noch grösseren Unglüks, das er etwa durch Gewaltthätigkeiten gegen sein eigenes Leben bewürken könnte, abzuhalten: Trostgründe würden ihn dann erbittern, oder er würde sie gar nicht hören oder doch wenigstens nicht

ver-

verstehen, wenn er durch ein plözliches groses Unglük betroffen, einem Rasenden oder Verzweifelnden gleich ist. Sobald sich aber der Sturm der Gemüthsbewegungen ein wenig gelegt hat, und Wehmuth oder ein sanfteres Wehklagen an dessen Stelle tritt; dann ist es Zeit, mit Trost und Rath hervorzutreten, und diesen Trost oder Rath so vorzubringen, wie er auf die Gemüthsart des Unglüklichen am meisten würkt, damit er an der rechten Seite gefaßt werde; z. B. sich kurz zu fassen oder weitläuftig zu seyn, je nachdem Jener ein Liebhaber der Kürze oder der Weitläuftigkeit ist. Dann wird diese angewandte Bemühung zur Beruhigung des Leidenden selten fehlschlagen, sondern meistens die gewünschte Würkung thun. Und wie angenehm mus es dem Tröstenden seyn zu sehen, wie der Leidende durch ihn ermuntert und aufgerichtet, nach und nach wieder zu sich selbst kommt, sich faßt, wieder nachdenkt und nicht blos leidet und empfindet, die vorgetragenen Trostgründe einsieht, sich selbst tröstet, neue Trostgründe und Hülfsmittel aufsucht, und sich zufrieden giebt! Wie viel mehr kann oft eine solche Wohlthat werth seyn, als das gröẞte Geschenk! — Aber aus Eigennuz oder Bequemlichkeit sollen wir es doch nicht immer bei dem Trost oder Rath bewenden lassen, sondern wir

sollen

sollen auch, wo möglich, durch wirkliche Wohlthaten, Geschenke oder Dienstleistungen helfen.

Als Jesus mit seinen Jüngern in eine Stadt, Nain genannt, gehen wollte; so trug man eben einen Todten heraus, der ein einziger Sohn einer Wittwe war. Man kann denken, wie sehr dieser Sterbfall die Mutter betrübt haben mag! Dieser Anblik jammerte Jesum: er rührte den Sarg an, daß die Träger stille standen, und suchte erstlich die Wittwe zu beruhigen, indem er zu ihr sprach: weine nicht. Dann suchte er aber auch die Ursache ihrer Thränen zu heben und gebot dem todten Jüngling aufzustehen. Alsbald stand dieser auf, und fieng an zu reden, und Jesus gab ihn seiner Mutter wieder.

Wiedererstattung.

Wer seinem Nächsten etwas gewaltsamer oder arglistiger Weise, wider sein Wissen und seinen Willen entwendet hat, für den ist es in jedem Fall und unter allen Umständen eine unnachläßliche Pflicht, wo möglich, das Entwendete ganz oder zum Theil wieder zu erstatten, oder den zugefügten Schaden auf irgend eine Art wieder gut zu machen. Jedem das Seinige! Daß dieser Saz seine Richtigkeit hat, das ist so offenbar, daß er kaum einer weiteren Ausführung

führung bedarf. Wie könnte die menschliche Gesellschaft dabei bestehen, wenn Jeder befugt wäre, dem andern das Seinige zu rauben? Wer sich also so weit sollte vergessen und vergangen haben, daß er Jemand betrogen oder bestohlen hätte, der ist schuldig den Schaden wieder gut zu machen. Freilich wäre zu wünschen, daß bei keinem Menschen das Gefühl von Recht und Pflicht so sehr ersterben möchte, daß er sich zu Betrug und Ungerechtigkeit entschliessen könnte; da aber gleichwohl manche sich auf diese Art vergehen und das geschehene nun einmal nicht ungeschehen werden kann; so ist das Beste, was ein solcher Gefallener thun kann, dieses: daß er sich durch das Andenken an seine begangenen Ungerechtigkeiten nicht ganz muthlos machen lasse in Ansehung seiner Bekehrung, sondern wieder erstatte, was und wie viel er kann. Wer noch eine Spur von Gewissen hat, der wird ungerechtes Gut auch nicht behalten wollen und können; ein innerer Drang wird ihn zur Wiedererstattung auffordern und antreiben; das unrechte Gut wird ihm keine Freude, sondern nur Unruhe machen; wann er seine ungerechten Güter sieht, und er erinnert sich an die Thränen der Unglüklichen, welche er betrogen und beraubt hat, und welche den Verlust ihres Vermögens beklagen;

klagen; so wird ihn Angst und Bangigkeit des Herzens befallen. Nur der Verstokte kann sich des ungerechten Guts freuen; nur dieser kann sich wohl seyn lassen in dem Eigenthum eines andern und schwelgen in dem Schweise des Armen. Was einer auf ungerechte Art, ohne Mühe erlangt hat, das wird auch keinen Segen und Gedeihen bringen, sondern wieder fortgehn, wie Spreu, die der Wind zerstreuet; er wird das, was er so leicht erlangt hat, auch nicht achten und nicht zusammen halten, er wird ein Verschwender werden und das ungerechte Gut nebst seinem rechtmässigen Eigenthum verschwenden. So verzehrt ein ungerechter Heller zehen rechtmässig erworbene. Wenn man sagen kann: das ist mein, ich besize es mit Recht, dann macht das Wenige auch mehr Freude, als groses Gut, mit Unrecht erworben. — Oft ist es aber nicht möglich, das Entwendete wieder zu erstatten; es ist schon verschwendet, wann das Gewissen des Betrügers anfängt, sich zu regen. Dann kann er doch vielleicht einen Theil wieder ersezen, wenn er auch den ganzen Schaden nicht wieder gut machen kann. Kann er aber wegen Armuth, gar nichts wieder geben, so soll er Gott von Herzen um Vergebung seiner Sünden anrufen, dem Nächsten, welchen er betrogen hat, auf alle mögliche Art dienen,

und

und durch Dienstfertigkeit sein Vergehen gegen ihn einigermassen wieder gut machen. Wenn es ihm aber nur einigermassen möglich ist, so ist es seine Schuldigkeit, den ganzen Schaden wieder gut zu machen und alles wieder zu geben, was er entwendet hat. Ist der rechte Besizer gestorben oder allzuweit entfernt, oder ist sein Aufenthaltsort unbekannt; und können seine rechtmässigen Erben nicht ausfindig gemacht werden, oder hat er keine; so gebe der Betrüger das Entwendete den Armen, oder wende es zu nüzlichen Stiftungen an. Ungerechtes Gut soll er nicht behalten, sondern auf irgend eine Art von sich thun.

Als Jesus nach Jericho kam, kehrte er bei einem gewissen Oberaufseher der Zolleinnehmer, Namens Zachäus, ein. Dieser hatte vorher viele Ungerechtigkeiten begangen und Manchen betrogen; aber sein Gewissen schlug ihn, er gieng in sich und ersezte den Betrogenen ihren Schaden reichlich; auch erwies er den Armen viele Wohlthaten. Als sich Jesus ihm näherte, sprach er zu ihm: siehe, Herr, die Hälfte meiner Güter gebe ich den Armen; und so ich Jemand betrogen habe, das gebe ich vierfältig wieder. Dadurch machte er seine begangenen Ungerechtigkeiten wieder gut; und Jesus trug kein Bedenken, bei diesem bekehrten Sünder

einzukehren; ob gleich seine Feinde, die überall auf ihn lauerten und auf alle seine Handlungen Achtung gaben, über ihn murreten und es ihm sehr übel auslegten, daß er sich mit einem solchen offenbaren Betrüger bekannt machte, der so viele Ungerechtigkeiten begangen hatte.

Unschuldige Vergnügungen sind erlaubt, ja oft Pflicht.

Unschuldige Vergnügungen sind solche, welche der menschlichen Gesellschaft keinen Nachtheil bringen, wodurch wir weder uns noch andern schaden und wobei wir auch die Ehrfurcht gegen Gott nicht aus den Augen sezen. Solcher Vergnügungen dürfen wir allerdings geniesen. Manche suchen etwas Besonderes darin, wenn sie sich alles Vergnügens berauben, oder sich gar schmerzhafte körperliche Uebungen und Mühseligkeiten freiwillig auferlegen; wenn sie einsam leben, schlecht und wenig essen und trinken, wachen, frieren, sich schlagen und dergleichen. Sie wollen dadurch Gott wohlgefällig werden; aber das kann Gott unmöglich gefallen. Wenn ein solcher auch Lebenslang sich geplagt und beholfen hat; so hat er am Ende vor Gott doch nicht mehr Werth, als er sich durch wahre Rechtschaffenheit erworben hat. Hat er lasterhaft gelebt, so können ihn alle

seine

seine Büssungen nach dem Tode nicht zur Seligkeit erheben. Wohl soll es dem Menschen, nach Gottes Absicht, gehen, er soll sich seines Lebens auf eine unschuldige Art freuen und sich des Wohlergehens würdig machen durch Tugend. Vergnügt soll der Mensch, so viel möglich, seyn, auch bei den mannigfaltigen Unannehmlichkeiten, die ihm in diesem Leben vorzukommen pflegen. Es ist unsere Pflicht, nach vollbrachten Geschäften uns zu zerstreuen und zu erholen, durch Ruhe und Vergnügungen uns zu neuer Arbeit vorzubereiten und zu stärken und erlaubte Vergnügungen als Mittel anzuwenden, um unsere künftigen Berufsgeschäfte desto besser verrichten zu können. Wer beständig arbeiten will, ohne sich zu erholen und darzwischen zu zerstreuen, der wird in seinen Geschäften lange nicht so geschwind vorwärts kommen, als der, welcher zu rechter Zeit ausruht und sich ein Vergnügen erlaubt. Vergnügen darf und soll aber auch, mit gehöriger Klugheit und Weisheit, selbst als Zwek angesehen und genossen werden: Tugend und Glükseligkeit sind die zwei vornehmsten Zweke und Ziele, zu welchen Gott die Menschen führen will; darum sollen diese auch unsere zwei vornehmsten Ziele seyn, nach welchen wir streben; doch so, daß Tugend immer unser vornehm-

stes

stes Ziel bleibet. Die meisten Menschen bedürfen aber der Aufmunterung zum Lebensgenuß weniger, als der Warnung für der Unmässigkeit darin. Der Weise und Rechtschaffene mässigt sich im Genusse des Vergnügens; nur selten, nur dann, wann es wahres, nicht blos eingebildetes Bedürfnis für ihn ist, sucht er Vergnügen, und dann genieset er sie doch mit Mässigung. Ein Vergnügen, das zu oft genossen wird, ist zulezt kein Vergnügen mehr, sondern es wird uns endlich zuwider. Wer sich zu oft ein Vergnügen macht, und seine Geschäfte darüber versäumt, der wird endlich eine gewisse Leere in seinem Geiste wahrnehmen, verbunden mit einer Geringschäzung gegen sich selbst und mit Unbehaglichkeit im Gemüthe. Er weis, daß er seiner Bestimmung nicht gemäs lebt; darum ist er mit sich selbst unzufrieden und misvergnügt. Wenn ein Vergnügen zu heftig ist und allzu sinnlich genossen wird, so hat es Nachwehen und ist sündlich; Leib und Seele leidet darunter, und die Fähigkeit zu ferneren Genüssen stumpft sich ab. Der Mässige kann lang geniesen, ohne sich Schaden zu thun und ohne sein Gewissen zu beschweren. Mit Selbstzufriedenheit denkt er an genossene Vergnügen zurük, das Andenken an sie ist ihm ein neues Vergnügen; aber der

Unmäs-

Unmässige denkt an seine rauschenden Freuden mit Unbehaglichkeit, Verdruß und Gewissensunruhe zurük. Der Weise wählt sich edlere und reinere Vergnügen, z. B. das Vergnügen, welches Ordnung, Freundschaft, Umgang mit klugen und wizigen Leuten, Naturschönheit und dergleichen gewähret, aber selten erlaubet er sich grobe, sinnliche Genüsse: dadurch würde seine Sinnlichkeit zu viel Gewalt gewinnen, wenn er sich solche oft erlauben wollte.

Jesus war so wenig ein Feind des weisen Lebensgenusses, daß er bei Gelegenheit auch selbst daran Theil nahm und sich mit den Frölichen freute. Einst war eine Hochzeit zu Cana, welcher Ort in Galiläa lag, zu welcher Jesus nebst seinen Jüngern auch eingeladen wurde. Er verschmähete nicht diese Einladung, sondern er gieng hin zu dieser Versammlung, welche, wie es bei solchen Gelegenheiten und Veranlassungen üblich ist, sich zusammen lustig machte, und nahm Theil an ihrer unschuldigen Freude.

Anhänglichkeit an das Alte.

Manche hängen besonders dem Alten an und haben das Vorurtheil, daß dieses immer besser seyn müsse, als das Neue; besonders findet sich dieses Vorurtheil bei alten Personen. Diesen

sen hält es ausserordentlich schwer, das abzulegen, was sie so lang für gut gehalten, und wobei sie sich so lang ziemlich wohl befunden haben. Andere, und zwar meistens junge Leute haben ein gutes Vorurtheil für alles Neue und glauben, wiewohl fälschlich, daß immmer das Neue dem Alten vorzuziehen sey. Wenn eine Sache nur neu ist, so findet sie ihren Beifall; übrigens mag sie seyn, wie sie will. Alte Religionsmeinungen, alte Sitten und Gebräuche in der Oekonomie und in Berufsgeschäften, altmodische Kleidung, alter Aberglaube, alte Sachen überhaupt, die eben durch ihr Alter eine gewisse Ehrwürdigkeit bekommen haben und an welche man sich durch die Länge der Zeit gewöhnt hat, sind der einen Parthey lieb und theuer, hingegen der andern verächtlich, verwerflich und verabscheuungswürdig. Was so lang gut genug war, sprechen die Anhänger an dem Alten, das wird doch auch noch jezt gut genug seyn. Die Vorfahren waren auch verständige Leute, warum sollten wir uns für verständiger halten, als sie, und das zu verbessern uns erkühnen, was sie erfunden und gut gefunden haben? Man weis nicht, ob etwas Besseres an die Stelle des Alten wird gesezt werden könen; es ist nicht genug mit dem Umreissen eines, obgleich nicht vollkommenen,

doch

doch bewohnbaren Gebäudes, man mus auch ein besseres an seine Stelle sezen können. Hier liegt also ein Mistrauen gegen die neuere Welt zum Grunde, welches auch in vielen Fällen Niemand übel genommen werden darf, da sich wirklich unter dem vielen Neueren so wenig Besseres findet. Oft ist auch Gemächlichkeit die Ursache von der Anhänglichkeit an dem Alten: woran man sich einmal gewöhnt hat und was einem geläufig und bekannt ist, davon geht man nicht gern ab; man will sich nicht gern in das Neue hineinarbeiten. Aber diese Gründe für das Alte sind nicht alle haltbar. Das Alte war freilich lang gut genug, weil man nichts Besseres wuste und hatte; aber vollkommen ist darum das Alte noch nicht, weil es in gewisser Rüksicht seinen guten Nuzen hat. So bald etwas an seine Stelle gesezt werden kann, was offenbar den Vorzug vor ihm hat; so dürfen und sollen wir das Neue dem Alten vorziehen. Die Alten waren freilich ebenfalls mit Verstand und Vernunft begabt; aber ihre Nachkommen können ihre Entdekungen und Erfindungen benuzen, und neue hinzuthun, folglich auch weiter kommen in der Erfindung des Nüzlichen und Guten und das Alte verbessern und vervollkommnen; wiewohl das nicht immer geschieht, und die Entdekungen der neuen Welt

nicht

nicht immer von vorzüglichem Werth und Gehalt sind. Eine solche Gemächlichkeit, vermöge welcher man so gern bei dem Alten und Gewohnten bleibt, und sich nicht weiter fort arbeiten will, ist sehr verwerflich. Lebenslang soll der Mensch verbessern, sowohl an sich selbst, an seinem eigenen Gemüthszustand, seinen Meinungen, Neigungen, an seinem Willen, an seinen Kenntnissen und Einsichten, als auch an seinen äusseren Verhältnissen und Umständen. Sobald er etwas Besseres findet, soll er das Alte verlassen. Ferne sey eine solche Trägheit, welche der Grund fast aller Untugenden ist.

Hingegen ist auch nicht zu leugnen, daß die jungen Verbesserer oft durch ihr unüberlegtes Verfahren den Alten Veranlassung zu einem Mißtrauen gegen das Neue geben, und daß sie sich selbst meistens zuviel Klugheit, Verstand und Erfahrung zutrauen, woran es ihnen doch sehr oft mangelt. Dieses übertriebene Zutrauen zu sich selbst ist ebenfalls ein häßlicher Fehler. Solchen Verbesserern ist das Alte zu gewöhnlich; sie wollen etwas Ungewöhnliches, sie wollen sich schlechterdings eine eigene Bahn brechen, sollte sie auch noch so unwegsam und holpericht werden. Sie stossen oft um, ohne etwas Besseres aufzurichten, weil es ihnen meistens an tiefen Einsichten und an Erfahrung

fehlt.

fehlt. Nur gründliche Leute, die frei von aller blinden Anhänglichkeit an das Alte, und unüberlegter Vorliebe gegen das Neue, die frei von Vorurtheilen sind, nur diese sind fähig, etwas gutes Neues hervorzubringen und zu erfinden. Solche Leute werden aber auch das Alte selten gewaltsam umstossen, sondern behutsam zu Werke gehen, stehen lassen, was noch gut ist, oder was, wenn es umgestossen würde, andern anstössig würde; sie werden zuerst etwas Neues aufbauen, von dessen Güte sie überzeugt sind. Alles sollen wir prüfen, und das Gute behalten, sey es alt oder neu; das Neue sollen wir annehmen, sobald wir einsehen, daß es offenbar besser ist, als das Alte.

So machten es nicht die Juden, als ihnen, nach dem Tode Jesu, von seinen Aposteln eine neue bessere Lehre, die Lehre Christi, vorgetragen wurde. Nur wenige traten ihr bei; die meisten blieben bei ihrer alten, herkömmlichen unvollkommenen Religion. Als einst einer dieser christlichen Lehrer Namens Paulus in einer Stadt, Antiochia genannt, die Hauptlehren des Christenthums vortrug, so fand er so wenig Beifall bei den dasigen Juden, daß sie ihm nicht nur keinen Beifall gaben, sondern

ihm auch heftig widersprachen, ihn lästerten und einen Aufruhr gegen ihn und seinen Begleiter mit Namen Barnabas erregten, so daß sie aus ihren Grenzen verstossen wurden. So gros war ihre Vorliebe gegen ihre alte Religion, und ihre Trägheit, welche ihnen alles Neue zuwider machte, daß sie selbst die vortreffliche Religion Christi verwarfen; ob sie gleich offenbar grose Vorzüge vor der Jüdischen hat, und sie solche Vorzüge auch leicht hätten einsehen können, wenn sie eine unpartheiische Vergleichung zwischen beiden Religionen hätten anstellen wollen.

Geiz.

Der Geiz ist eine Wurzel alles Uebels. Daraus können fast alle mögliche Laster entstehen, und zeitliches und ewiges Unglük ist dessen Folge. Der Geizige schämt sich keiner niederträchtigen Mittel, wodurch er etwas erwerben kann; wäre es auch nur eine Kleinigkeit, so lauft er wohl mehrere Stunden, um diese Kleinigkeit zu erlangen. Er schämt sich keiner Bitten und Demüthigungen, um einer solchen Kleinigkeit willen, er läßt sich alle mögliche Erniedrigungen gefallen, wenn er nur seinen Zwek erreichen

kann.

kann. Der Geizige wird von keines Menschen Noth gerührt, hart, wie Felsen ist sein menschenfeindliches Herz; kein Flehen des Armen und Nothleidenden, kein Elend seines unglüklichen Nächsten durchdringt seine stählerne Brust. Er ist taub gegen seine Vorstellungen und Bitten, blind bei dem rührendsten Anblick des menschlichen Elends, gefühllos bei den Schmerzen anderer Menschen. Kein Gefühl von Menschenliebe kommt in sein Herz; keinen Trieb, sich durch den Umgang mit Menschen zu vergnügen, empfindet er; einsam und ungesellig lebt er am liebsten nur in der Gesellschaft seiner Gold- und Silbermünzen, von Niemand gesehen. Kann er durch ungerechte Mittel sein Gut mit fremdem Gut vermehren, o wie bereitwillig ist er hierzu! wie wenig Anstand nimmt er, sich dieser Mittel zu bedienen! wie schwach ist das Gegengewicht gegen die Neigung seines geizigen Herzens, nemlich die Vorstellung, daß er Unrecht thut, sich ewiger Strafen würdig macht, Gottes Beifall verliert, wie schwach ist dieses Gegengewicht gegen den Geiz, die Wurzel aller Sünden, die in seinem Herzen haftet. Der Geizige denkt äusserst selten an Gott und göttliche Dinge; solche Gedanken haben für ihn sehr wenig Anziehendes, er findet keine Unterhaltung dabei.

Gott ist ihm viel zu unwichtig, als daß er an ihn denken sollte. Was kümmert den Elenden Gott und Ewigkeit, wenn er nur seine Kästen voll schimmernden Goldes und Silbers füllen kann? Er ist ganz irdisch gesinnt, seine meisten Beschäftigungen und Gedanken gehen dahin, wie er nur immer reicher werden will. Ueber diesen Bestrebungen verwahrloset er seine eigene Person: er scheuet sich, seinen Hunger zu stillen, weil er dadurch einen kleinen Theil seines Reichthums verzehrt; er wagt es nicht, seinen Leib mit reinlicher, anständiger Kleidung zu bedeken, weil ihn das zu viel kosten würde; schmuzig und häßlich schleicht er einher, blaß wie ein Gespenst und mager, düster, menschenscheu, menschenfeindlich, schwach und kränklich. Er kann nicht zu Kräften kommen wegen der Heftigkeit seiner Leidenschaft, Gesundheit und Leben verliert er vor der Zeit; des grösseren Guts wird er also verlustig, indem er sich das kleinere Gut, die Mittel, leben zu können, verschaffen will. Sein Gemüth ist niemals heiter; weil seine Wünsche nie ganz befriedigt werden und immer neue entstehen, wann die alten erfüllt sind, so wird er immer unzufrieden seyn und bang und ängstlich den Verlust seiner Güter fürchten. Wann er sie einst im

Tode verlassen mus, so wird ihm der Tod dadurch doppelt bitter und ihr Verlust wird ihm in der Ewigkeit eine Hölle seyn. Ausser dieser natürlich und nothwendig auf den Geiz folgenden Strafe wird Gott auch noch mehrere Strafen darauf folgen lassen: wie Gott keine Sünde in der Ewigkeit ungestraft lassen kann, so kann er auch den Geiz nicht ungestraft lassen. O welch eine Thorheit ist der Geiz, besonders bei alten reichen Leuten; sie fürchten, nicht Nahrung und Lebensmittel genug zu haben auf die kurze Zeit, die sie noch auf Erden zu leben haben. Sie suchen ihr Glük in dem Besiz, aber nicht in dem Gebrauch und Genuß der Güter; sie legen ihnen einen höheren Werth bei, als sie haben, einen eigenthümlichen Werth, den sie doch nicht haben: nur in sofern haben sie einen Werth, als sie gebraucht werden, aber an sich, ohne Beziehung auf den Menschen, der sie genieset, haben sie nicht den mindesten Werth. Da aber der Geizige sich scheuet, seine Güter zu gebrauchen, so haben sie für ihn auch keinen Werth. Der Geiz ist eine Leidenschaft, von welcher der, welcher davon befallen wird, keinen hinlänglichen Grund angeben, und welche er selbst auf keine Weise rechtfertigen kann; er ist eine unmittelbare Liebe

und

und Neigung zu dem Reichthum, nicht eine Neigung zu dem Lebensgenuß, zu Wollust und Vergnügen, welches der Reichthum etwa gewähren könnte. Grade das Gegentheil von dem Lebensgenuß findet sich bei dem Geizigen: er wird seines Lebens nicht froh, sondern er behilft sich jämmerlich und lebt traurig und kümmerlich. Der, welcher vorher arm war, und durch viele Mühe und Anstrengung sich endlich Reichthümer erworben hat, wird meistens viel mehr Neigung zu dem Geiz haben, als der, welcher ohne Mühe, durch Erbschaft, durch Geschenk oder durch einen Fund zu dem Reichthum gekommen ist; der leztere wird mehr zu dem entgegengesezten Laster: zu der Verschwendung geneigt seyn. Um dem Geiz auszuweichen, gewöhne man sich stets den wahren Werth aller Dinge richtig zu bestimmen; dann wird man die irdischen Güter auch nicht höher anschlagen, als sie verdienen. Man bedenke, daß man diese bald verlieren kann und einst im Tode gewis verlassen mus; so wird man sein Herz nicht zu sehr daran hängen. Man denke oft an Tod, Gott und Ewigkeit, an das Ueberirdische und Unvergängliche, so wird die Nichtigkeit und Unwichtigkeit des Irdischen von selbst in die Augen fallen; so wird man

viel

viel frölicher leben und ruhiger sterben können, als der Geizige, der nur in seinen Schäzen lebt, und bei ihrem Verlust ganz muthlos wird, indem er in sich selbst keinen Trost finden kann.

Unter den vielen Widerwärtigkeiten und Gefahren, welche dem Apostel Paulus begegneten, war diejenige gewis nicht die geringste, in die er gerieth, als er von seinen Feinden angeklagt und vor den Richterstuhl des Felix, des römischen Landpflegers im jüdischen Lande, gestellt wurde. Am allergefährlichsten und schädlichsten ist der Geiz bei obrigkeitlichen Personen: was für Ungerechtigkeiten und Greuelthaten können daraus erfolgen, wann ein Richter von blinder Geldbegierde geleitet wird! Der Fall war bei Felix. Er sah wohl ein, daß Paulus unschuldig war und fälschlich von seinen Feinden angeklagt worden war; aber er lies ihn dennoch nicht los, sondern er lies ihn oft vor sich kommen und besprach sich mit ihm, in der Hofnung, daß Paulus ihm endlich, um nur los zu kommen, eine Summe Geldes bieten würde. Welch eine Niederträchtigkeit, welch eine himmelschreiende Ungerechtigkeit begieng er dadurch, daß er erst mit Gelde wollte bestochen seyn, ehe

er

er den unschuldigen, den fälschlich angeklagten los liesse!

Gastfreiheit.

Die Gastfreiheit oder Gastfreundschaft war schon vor Alters sehr üblich, ja sie war damals heiliger und wichtiger, als jezt: ein Beweis, daß manche alte Völkerschaften in gewissem Betracht menschlicher, geselliger und edler gesinnt waren, als man heutiges Tages ist. Wer bei manchen Völkern in den alten Zeiten gegen die Gastfreundschaft verstossen hatte, der wurde als ein wahrer Verbrecher verachtet. Die Pflicht der Gastfreundschaft, wozu Jeder verbunden ist, besteht darin, daß man den freundschaftlich aufnimmt, und dem wohlthut, soviel möglich und es die Umstände verstatten, der Aufnahme sucht und, besonders auf einer Reise, unsere freundschaftliche Behandlung erwartet, und daß man diese Wohlthaten nicht nur dem Freund und Bekannten, sondern auch manchmal dem Fremden und Unbekannten erweiset. Eine solche freundschaftliche Behandlung der Fremden und Reisenden ist nothwendig, wenigstens sehr nüzlich für die menschliche Gesellschaft. Wo keine Gastfreundschaft gebräuch-

bräuchlich ist, da ist das Reisen manchen Leuten sehr beschwerlich; da sie im entgegengesezten Falle viel bequemer von einem Orte zu dem andern kommen können, wenn sie unterwegens Menschenfreunde finden, die sie aufnehmen und sich wohlthätig gegen sie beweisen. Wenn die Gastfreiheit nicht als eine heilige Pflicht angesehen würde, so würde der Umgang der Menschen unter einander und die Geselligkeit gestört und gehindert werden, nebst allen den guten Würkungen, die der Umgang mit Menschen auf die Bildung und Veredelung des Verstandes und des Herzens hat. Ja es würde oft gegen die Pflicht der Wohlthätigkeit streiten, wenn sich Niemand für verbunden achten wollte, Gastfreundschaft auszuüben; mitzutheilen ist doch eine wichtige Pflicht. Zuweilen wird die Gastfreundschaft gegen einen Fremden ausgeübt, der sie nicht vergelten kann; er reist fort, kommt vielleicht nie wieder, er kann sie vielleicht nicht vergelten oder will sich bei Gelegenheit nicht einmal dankbar dafür beweisen; das alles mus aber den wahren Menschenfreund nicht abhalten, einen ermüdeten oder für Kälte starrenden, hungernden oder dürstenden Nebenmenschen aufzunehmen und zu laben; und dann ist erst seine Gastfreundschaft von der edelsten Art, wenn er weis,

daß

daß sie ihm nicht vergolten wird und er auch keine Vergeltung dafür verlangt. Oft kan er aber auch bei Gelegenheit dieser Pflichterfüllung etwas lernen aus dem Umgang mit dem Fremden oder sich doch wenigstens mit ihm unterhalten und vergnügen. Durch seinen Dank und durch das süsse Bewußtseyn einem hülfsbedürftigen geholfen zu haben, hält er sich schon für hinlänglich entschädigt und belohnt. Sollte der Fremde der Wohlthaten unwürdig seyn, so hat er dennoch eine edle That verrichtet; er wuste ja die Würdigkeit des Hülfsbedürftigen nicht und konnte ihm nicht ins Herz sehen. Gott thut ja auch den Unwürdigen Gutes; warum sollte es der Mensch nicht thun? Selbstsucht hindert oft die Gastfreiheit; aber eine solche übertriebene Selbstsucht soll der wahre Tugendhafte unterdrüken; denn in einem ähnlichen Fall hat sich der Gastfreie oft einer ähnlichen wohlthätigen Behandlung zu gewärtigen.

Paulus wurde aus dem jüdischen Lande nach Rom gebracht, damit seine Sache daselbst weiter untersucht würde. Unterwegens litt er Schiffbruch, und er rettete sich, nebst den übrigen Leuten, die im Schiffe waren, auf eine Insel, Melite genannt. Naß von Regen und

erstar-

erstarret für Kälte, kamen sie als Fremdlinge auf dieser Insel an. Da erbarmten sich die Bewohner derselben dieser Unglüklichen und erzeigeten ihnen viele Gastfreundschaft und Wohlthaten. Einige Zeit behielten sie sie bei sich und gaben ihnen alles Nothdürftige. Als sie wieder von da abreisten, gaben sie ihnen noch allerlei mit auf den Weg, und erzeigten ihnen überhaupt grose Ehre. Wie edeldenkend müssen die Bewohner dieser Insel gewesen seyn!

1 $4\frac{3}{4} = 16\frac{4}{5}$

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Snell, Johann Peter Ludwig,

Moralische Lehrsäze durch Beispiele aus der heiligen Schrift erläutert zum Gebrauch in deutschen Schulen

Nürnberg 1800

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Paed.520
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11301621-0